Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

45 (11.11.1934)

Visual Library

Der Führer
AM SONNTAG

Folge 45 / Jahrgang 1934 — Sonntag, 11. November 1934

Hans Thoma

„Eine Kunst ist unschätzbar, die Ruhe, Frieden, Freude gewährt. Seit Ludwig Richter hat die Kunst uns Deutschen keiner so reich wie Thoma geschenkt. Nicht nur den „kleinen Leuten", nicht nur den „Bescheidenen im Geiste", sondern dem Volke als Gemeinschaft aller, die durch sein Werk mit ihm sehen und schauen dürfen." (Ferdinand Avenarius).

Seit zehn Jahren singen über des Malers Grab in der oberrheinischen Tiefebene die geliebten Drosseln und über seiner Geburtsstätte rauschen immer noch die Schwarzwaldtannen. Aber zwischen dort und hier wandern die weißen Wolken wie suchende Seelen über den blauen Himmel, zürnen die Stürme, röten sich die Morgen und Abende eines ewig sich neu gebärenden Lebens.

Es ist schwer, Hans Thoma in seinem eigensten zu fassen. Seine Werke sind ebenso zahlreich, kaum übersehbar wie vielgestaltig; das Albbächlein im Bernauer Hochtal; springende Aprilzicklein und Schwarzwaldmädchen im ersten Reigen um den blühenden Baum; flötenblasende Hirtenknaben und pflügende Bauern auf den Fluren über dem Main; Pappeln und Weiden in zitternder Andachtsfreude; traumhaft treibende Boote; darüber eine Symphonie goldenen Sommersegens ausgegossen; im Zauber der Vollmondnacht die sprechenden Hände der Mutter-Märchenerzählerin; am kieselrauschenden Quellbach das Märchen selber, in solcher Unberührtheit, daß selbst dem eisengepanzerten Ritter, der längst seinen Kinderglauben verlor, der Herzschlag stockt; ein Wundervogel mit jauchzender Engelwolke alle Horizonte überfliegend; flügelrauschende Kraniche suchen südwärts ihren Weg und die Gralsritter den Pfad zum heiligen Berge; eine italienische Landschaft in Schwarz, Blau, Grün und ertrinkendem Rot; das Lauterbrunnental, aller Hochgebirgsbilder bestes; der Frühling, auf dem Rücken friedlicher Kreatur dem Bergsee entsteigend; der Traumjüngling, über eine paradiesisch befriedete Erde dahinschwebend: Bilder aus der Antike, wie jenes erschütternde Charons Fahrt oder das in keuscher Innigkeit auflodernde Luna und Endymion: die große Zahl der Bilder, von religiösem Atem durchblasen; selbst als Kalenderonkel und Dichtersmann, der in die Welt und in das eigene Herz hineinblickt, der alles und eigentlich gar nichts weiß, der der Sterne rätselhafte Gluten deutet, der das arme Menschenseelein im Rachen des geflügelten Drachentodes sitzen läßt, bis sein Lebensliedlein ausgesungen .... erst aus dieser verwirrenden Fülle der Bilder und Gesichte strömen die Quellen, die sich talwärts zum Strom eines reichen Lebens sammeln, der alle Güter warmer Menschlichkeit den Hungernden und Dürstenden zuträgt. Selbst

Rainer Maria Rilke

sättigte sich in einer seltenen Stunde an des Malers weißem Brote, als er dem Sechzigjährigen schrieb:

„Süddeutsche Nacht, ganz breit im reifen Monde
und mild wie aller Märchen Wiederkehr.
Vom Turme fallen viele Stunden schwer
in ihre Tiefen nieder wie ins Meer, — — —
und dann ein Rauschen und ein Ruf der Ronde,
und eine Weile bleibt das Schweigen leer;
und eine Geige dann (Gott weiß woher)
erwacht und sagt ganz langsam:
Eine Blonde..."

Umgeben von dem altersschwarzen Hausrat seiner bäuerlichen Vorväter, eingesponnen in die Gezeiten des bescheidenen Lebens der Wald- und Wiesenmenschen; Geburt, Hochzeit, Begräbnis und immer zu wissen, dem allem unentrinnbar anheimgegeben zu sein; die Augen an allen Mittagen aufgerichtet zu einem Himmel, der höher als anderswo sich zu wölben scheint, so wurzelt der Knabe, wächst der Jüngling, dauert und reift der Mann. Nichts ist in ihm und an ihm, was nicht vom Blute der Scholle genährt wurde, und darum spricht seine Kunst uns so menschlich an. Während Böcklin und Klinger über sich selbst hinausstürmen, Grenzen menschlichen Begreifens überrennen, gleichsam „Vermessene, die Jahrhunderte aufreißen", hört Hans Thoma bei jedem Pinselstrich die Stimmen seiner dunklen Erde sprechen und ihre Bilder füllen sein Auge. Höchstens daß er sich über die Bezirke des Märchens und der Sage hinaus in das blausamtne Reich des Traumes flüchtet, aber auch dann die granitgegründete Erdfeste nicht verläßt. Jahrzehnt um Jahrzehnt schafft er, belacht und bemitleidet, er wartet nicht auf Anerkennung, weil er sich seines endlichen Sieges gewiß ist. Er bleibt unempfindlich gegen Lob und Tadel, der mit beiden Füßen in die Erde eingestemmte Gebirgsmensch. Er fährt hinaus in Städte und Länder, um immer wieder, ein „ewiger Heimkehrer", nach Bernau zurückzufinden und Gericht über sich zu halten. Immer aber lockt er mit seinem Zauberstabe die Blumen, die Vögel, alle Tiere, die Menschen und Geister und den Tod heran. Er schaut ihnen ins Auge, und sie bleiben ihm freundlich gesinnt. Er schreitet durch die Tage besonnter Freude, durch die Täler webender Vollmondnächte, über die Ebenen schwarzer Traurigkeit... stets weiß er einen Pfad, und sei er noch so schmal, der zu den Gärten der Freude führt.

Und das Deutsche in Hans Thomas Werk? Darin blasen keine Trompeten und schlagen keine Trommeln, rauchen keine Schlote und rasen keine Dynamos; kaum klingt eine Sense und dann nur, weil ein Mensch sie trägt; keine Bilder aus seines Volkes heller und dunkler Vergangenheit (seine Gestalten aus dem nordischen Mythos sind seine schwächsten), nirgendwo ein faustisches Ringen um Erkenntnis .... aber ein Bild hat Hans Thoma gemalt, das wie ein Schlüssel alle wohlverwahrten Burgen seines Deutschtums aufschließt:

das Bildnis des Rembrandtdeutschen.

Julius August Langbehn schrieb in seinem zukunftsweisenden Buch „Rembrandt als Erzieher": „Der Mensch ist so, wie er aussieht; sein und aussehn aber soll er menschlich." Als noch niemand Hans Thoma erkannt, zog der glaubende Rembrandtdeutsche nach Frankfurt, um in Thomas Nähe an dem harten aber unaufhaltsamen Aufstieg des wesensverwandten Menschen teilzuhaben. So wuchs aus dem innigen Verkehr jenes Bildnis, das zu den bedeutendsten Männerbildnissen der Neuzeit gerechnet werden muß.

Hans Thoma mahnt in unser Jahrzehnt herüber. Wie alle seine Landschaften aus der Höhe gesehen sind und in ihren Tiefen um so tiefer wirken: wie seine Hände das Licht des Himmels und alle Gewalten der Seele auf die Erde herabbeten, Schöpfer großer Freuden zu sein, so leiht er uns die Kraft zu sehen, wie hinter den Nebeln und Schwaden des Alltags und hinter der Armut des Lebens eine unerschreitbare deutsche Welt liegt, die von allen erobert werden muß.

Peter Wiemar.

Ein unbekanntes Thomabild

Dieses bisher unbekannte Bild von Hans Thoma, das der damals einundzwanzigjährige Maler nach seinem ersten Winteraufenthalt an der Karlsruher Kunstschule in Bernau malte, und das seit kurzem als Leihgabe in der Stuttgarter Bildergalerie hängt, ist auf eine sehr merkwürdige und interessante Weise entdeckt worden. Ein Kunstliebhaber, der aus Thomas Heimat stammt, entdeckte es vor kurzem und erwarb das unbekannte Bild für ein paar Mark (!). Ein sachverständiger Kunstkenner, Dr. Musper von der Stuttgarter Galerie, erkannte nach genauer Prüfung den Thoma, was besonders durch die eigenhändige und charakteristische Inschrift des Malers: „Maria Baur. Innerlehn-Bernau II 8. 60" erleichtert wurde. Dieses schon 74 Jahre alte Bild, das übrigens nur 22,6 x 18,7 cm groß ist und im Gesamtwerk des Meisters freilich keine ausschlaggebende Rolle spielt, verrät in seiner malerischen Innigkeit dennoch deutlich die Hand des Meisters. Schon an diesem Bild erkennt man den großen Frauenmaler, als der er wenige Jahre später mit den wunderbaren Bildnissen von Mutter und Schwester hervortrat. Das Original ist sehr tonig und weich gemalt und verrät besonders in dem entzückend behandelten Mieder die große malerische Kultur des Künstlers. Das junge Mädchen stellt übrigens eine Verwandte Thomas dar. Fünfzig Jahre später erhielt der Meister dann aus der Hand eines nahen Verwandten dieses Mädchens, des damaligen Bürgermeisters, den Ehrenbürgerbrief des Heimatdörfchens Bernau.

Das „helvetische“ Dorf bei Breisach-Hochstetten

Eine Ansiedlung aus der Zeit um Christi Geburt

Zu den wichtigsten geschichtlichen Fragen des deutschen Südwestens gehört ohne Zweifel die nach dem ersten Auftreten und der ersten dauernden Niederlassung der Germanen am Oberrhein. Wichtig vor allem deswegen, weil nach der Besetzung des linksrheinischen Raumes durch die Römer für über zweihundert Jahre das Einheimische so stark von der überlegenen südlichen Zivilisation übertüncht wird, daß seine völkische Eigenart sich nur schlecht erkennen läßt. Wir haben daher eigentlich erst frühestens vom dritten nachchristlichen Jahrhundert an die Gewißheit, daß die Lande am Oberrhein von Germanen und zwar Alemannen, also den unmittelbaren Vorfahren der heutigen Landesbewohner, besiedelt wurden.

Nun wissen freilich die Nachrichten griechischer und römischer Geschichtsschreiber einiges zu melden über den Charakter der Bevölkerung des Rheingebiets in der letzten vorrömischen Zeit; diese Mitteilungen, die zum Teil gar nicht einmal auf eigener Anschauung des Schreibers beruhten, genügen jedoch bei weitem nicht, uns ein klares Bild der völkischen Verhältnisse am Oberrhein für die Zeit um den Beginn unserer Zeitrechnung zu vermitteln.

Wohl können wir aus den schriftlichen Quellen entnehmen, daß der Zug der Cimbern und Teutonen, jener große germanische Bauerntreck am Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts, der die Völkerwanderung einleitete und dem Römerreich zum erstenmal die Urgewalt germanischer Art offenbarte, seinen Weg auch über den Oberrhein genommen und Teile der hier ansässigen keltischen Helvetier mit sich gerissen hat. Wir hören weiter, daß sich um die letzte Jahrhundertwende von Christi Geburt die Helvetier unter dem Druck germanischer Stämme aus ihren süddeutschen Sitzen über den Rhein in die heutige Schweiz zurückzogen. Name und Taten eines der bedeutendsten Führer germanischer Frühzeit, des suebischen Heerkönigs Ariovist, lebt in dem Kriegstagebuch seines großen Gegners, des römischen Feldherrn Cäsar, für uns weiter. Aus Cäsars Berichten ersehen wir, daß um die Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts die Germanen, eben die Sueben Ariovists, in siegreichem Vordringen sich des rechten Rheinufers bemächtigt hatten und im Begriffe standen, die linksrheinischen Kelten zu verdrängen. Wie die Dinge sich gestaltet haben, nachdem Ariovist im Jahre 58 v. Chr. im Oberelsaß von Cäsar geschlagen und zur Aufgabe seiner linksrheinischen Pläne gezwungen war, darüber schweigen die Quellen. Daher läßt sich vor erst noch gar nicht sicher sagen, was für eine Bevölkerung — ob keltisch, ob schon germanisch, oder ob, was noch am wahrscheinlichsten, keltisch-germanisch gemischt — die Römer antrafen, als sie im Laufe des ersten nachchristlichen Jahrhunderts über den Rhein nach dem heutigen Oberbaden und darüber hinaus vorstießen.

Wo die Schriftquellen versagen, muß die heute oft noch so verkannte Bodenforschung in die Bresche springen. Die Ausgrabungswissenschaft und die sorgsame Verwertung ihrer Ergebnisse durch die Urgeschichtsforschung vermag noch am ehesten Licht in dieses Dunkel zu bringen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß ihr diese Aufgabe nicht unerheblich dadurch erschwert wird, daß die Zeiten um und vor Beginn unserer Zeitrechnung im keltisch-germanischen Grenzgebiet Unruhezeiten darstellten, in denen alles im Flusse war. So kann ein aus einer Ausgrabung erschließbarer Zustand oft nur von kurzer Dauer gewesen sein und überhaupt erst im Vergleich mit anderen Grabungsbefunden und bei peinlichster und sorgfältigster Abwägung aller Momente wirklich geschichtlich ausgewertet werden.

Der Klärung der kurz angedeuteten Verhältnisse dient die Ausgrabung in der umfangreichen Siedlung aus dem letzten Jahrhundert v. Chr. dicht bei Hochstetten-Breisach am Rande des Rheinhochgestades. Schon seit Jahren ist der Platz als Fundstelle urgeschichtlicher Altertümer bekannt, eine Grabung großen Stils wurde aber erst 1932 durch das Museum für Urgeschichte an der Universität Freiburg begonnen, 1933 mit Hilfe des freiwilligen Arbeitsdienstes fortgeführt und in diesem Jahre zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Ueber die Ergebnisse sei kurz berichtet, zugleich auch gezeigt, daß Bodenfunde, richtig und unter sachkundiger Leitung erhoben und am Schreibtisch sorgfältig verarbeitet, mit zu den wichtigsten Quellen für die Frühgeschichte des deutschen Volkes und des deutschen Bodens zu zählen sind.

Wenn jemand, dem die Urgeschichte nur ein dunkler Begriff ist, von der Untersuchung eines 2000 Jahre alten Dorfes hört, werden in ihm wohl Vorstellungen wach, die etwa an ein Pompeji anklingen mögen, wie enttäuscht wird aber solch ein Besucher sein, wenn er der Ausgrabung eines urgeschichtlichen Siedlungsplatzes beiwohnt. Da ist wahrhaftig nicht allzuviel Interessantes zu sehen, und es gehört schon etwas Phantasie dazu, sich ein richtiges Dorf mit Häusern und Ställen, Menschen und Vieh vor sein geistiges Auge zu zaubern, wenn man nur hellen Kiesboden sieht, in dem sich, nicht einmal immer sehr deutlich für den Ungeschulten erkennbar, dunkle Verfärbungen von verschiedenem Umriß — länglich, rund, rechteckig, durchlaufende Streifen — abheben. Scherben von Tongefäßen und zahlreiche Tierknochen, die überall im Boden herumliegen und besonders zahlreich aus den verfärbten Stellen entnommen werden, lassen freilich vermuten, daß hier Menschen ihren Abfall hingeworfen haben. Mehr aber offenbar nicht.

Von dem Dorf der alten Zeit ist aber tatsächlich nicht viel mehr übrig geblieben. Häuser, Ställe und Scheunen waren noch nicht aus Stein erbaut, sondern in Holz und Fachwerk errichtet; von ihnen hat sich also nicht viel erhalten können. Vom Oberbau solcher Häuser erfahren wir überhaupt nur, wenn einmal eines der Gebäude verbrannte und der Lehmbewurf der Wände, im Feuer gehärtet, nicht mehr vergehen konnte. Stücke derartigen „Hüttenlehms“ liegen aus der Hochstetter Siedlung auch vor, sie vermögen uns durch Holzabdrücke Aufschluß zu geben, ob die Wände z. B. aus vierkantigen Balken oder aus Rundhölzern bestanden oder ob man Flechtwände dichtete. — Erhalten hat sich bei günstigen Bodenverhältnissen jedoch all das bis auf den heutigen Tag, was in den Erdboden eingegraben wurde, also die Löcher, in denen die tragenden Pfosten der Häuser standen oder eingetiefte Hüttenböden, die bisweilen noch die aus Steinpackungen und Lehm erstellten Herde enthalten, dann vor allem Keller- und Abfallgruben, weiter Brunnenschächte und Gräben. Bewegter Boden läßt sich für gewöhnlich vom gewachsenen gut unterscheiden. Denn dunkle, durch die Abfälle der Dorfbewohner verunreinigte Erde dringt in die Vertiefungen im Laufe der Zeit ein, z. T. ist sie auch schon von den Dorfleuten mit Absicht eingefüllt worden wie bei Abfallgruben, aufgelassenen Brunnen oder Pfostenlöchern: So entstehen jene Verfärbungen, von denen oben die Rede war. Aus ihnen versuchen wir mühsam wieder herzustellen, was einst am Platze stand.

Ein Bild des Dorfes bei Hochstetten mag dann ungefähr so gezeichnet werden: Richtige gute Hausgrundrisse hat man allerdings noch nicht gefunden, man wird jedoch kaum fehl gehen in der Annahme, daß die Dörfler in Hütten wohnten. Vorratsräume und Ställe müssen sich dicht beim Hause befunden haben, zwischen den Baulichkeiten lagen tiefe runde Brunnen, die bis zum Grundwasser vorstießen. Rings um das Dorf — wenigstens da, wo es nicht an den Rhein grenzte — lief ein System von Gräben mit kunstgerecht angelegten Durchlässen. Die Grabenanlage diente wohl kaum kriegerischen Zwecken, sie stellte eher eine Umzäunung des Ortes dar und sollte vielleicht auch vor dem Eindringen wilder Tiere schützen.

Einiges über das Leben und Treiben der Dorfbewohner erzählen uns die Funde. Friedliche Bauern waren es, die hier siedelten. Das bezeugen die Knochen von Pferd, Rind, Schaf und Ziege, Getreidereste werden vielleicht bei der Verarbeitung des Fundstoffs noch zum Vorschein kommen. Die Jagd wurde daneben nicht vernachlässigt, Wildschwein, Hirsch und Reh bevölkerten die Wälder und Umgebung, und der Hund mag als treuer Gefährte auch damals schon mit hinausgezogen sein. Fisch- und Muschelfang im Rhein zu betreiben, dazu mußte die Lage der Siedlung locken. Daß man gerade hierher, an einen verkehrstechnisch wichtigen Punkt gegangen war, hatte gewiß seine Gründe. Römische Weinamphoren aus Südfrankreich sprechen deutlich genug vom Handel unseres Dorfes. Man scheint auch damals schon einen guten Trunk nicht verachtet zu haben!

Arbeitsgerät aus Eisen hat sich mannigfach gefunden, so Meißel, Löffel, eine Sense, eine Faßdaube, Reste von Eisenschlacke und Gußkuchen deuten sogar eine eigene Verarbeitungsstätte an. Schmuck verfertigte man meist aus Bronze, so Nadeln, dann vor allem Fibeln — eine Art Sicherheitsnadeln —; besonders beliebt waren Armringe aus farbigem Glas, meist sind sie blau oder gelb, die blauen oft mit weißlicher Fadenauflage. Eine Einwirkung südlicher Zivilisation dürfen wir in den seltenen Münzen sehen. Von Griechen und Römern hatten die Bewohner Mitteleuropas den Gebrauch gemünzten Geldes gelernt.

Den größten Raum unter den Funden nimmt das Tongeschirr ein. Ganze Gefäße liegen natürlich kaum vor, aus den Scherben läßt sich jedoch oft genug der ganze Topf rekonstruieren. Eine reiche Fülle verschiedenster Formen und Verzierungen, angefertigt in den verschiedensten Techniken bietet sich uns dar. Da haben wir einmal das grobe Hausgeschirr, vielleicht am Orte selbst hergestellt; gewöhnlich mit der Hand gemacht, gerauht, oder mit Graphit gegen Wasserdurchlässigkeit gedichtet und nur wenig verziert, einfache Schüsseln und bauchige Töpfe. Dann die ungeheure Menge des auf der Scheibe hergestellten Geschirrs, das durch seine schöne braunschwarze Farbe und durch seinen ausgezeichneten Brand uns alle Achtung vor dem technischen Können der Verfertiger abnötigt. Die Formen sind mannigfach, reich gegliedert durch Rippen und Rillen, die Hals und Schulter umziehen: Schalen und Schüsseln, hochfüßige Terrinen, Flaschen und einfachgerundete Gefäße. Das Glänzendste urgeschichtlicher Töpferkunst und, wie die vorher beschriebenen Gefäße, sicher in irgend einer Töpferzentrale hergestellt, stellen die bemalten Gefäße dar, dünnwandige scheibengedrehte Stücke mit rot-weißer Streifenbemalung, roten Gittermustern auf weißem Grund und anderen einfachen Mustern. Moderne Keramik kann da gewiß manche dankbare Anregung empfangen, wenn die Funde erst einmal im Augustinermuseum in Freiburg allgemein zugänglich sind.

Wonach können wir nun entscheiden, ob in Hochstetten Kelten oder Germanen gewohnt haben? Hier gilt der Grundsatz, daß jedes Volkstum seine Eigenart bis hinein in die kleinsten Erzeugnisse seines Handwerks zum Ausdruck bringt. So müßte es möglich sein, keltisches Tongeschirr von germanischem zu scheiden. Gerade Tongeschirr gilt im allgemeinen als der zuverlässigste Anzeiger zusammengehöriger Kultur- und Volksgruppen, da es, viel benötigt, in Menge und meist am Orte hergestellt und meist nicht allzuweit verhandelt wurde. Schauen wir uns also um, wie keltische und germanische Tongefäße der Umgebung aussehen. Da fällt zunächst die große Verwandtschaft ins Auge, die die bei Basel in einer Siedlung der Rauriker, eines zur helvetischen Gruppe gerechneten keltischen Stammes, gefundene Keramik mit der unsrigen aufweist. Bei näherem Zusehen jedoch ergeben sich Unterschiede, die es nicht ohne weiteres gestatten, auch in den Bewohnern von Hochstetten keltische Rauriker zu sehen. Gewiß, der Gesamteindruck der Hochstettener Funde ist keltisch. Form, Verzierung und Mache stehen dem, was wir aus sicher keltischem Gebiet kennen, recht nahe. Es ist aber noch gar nicht ausgemacht, ob nicht die Germanen, von der überlegenen keltischen Handwerkskunst einiges übernommen haben oder gar sich keltisches Geschirr haben kommen lassen. Man vermag jedenfalls noch nicht mit Sicherheit zu sagen, Hochstetten war ein keltisches Dorf. Dazu bedarf es weiterer Untersuchungen in ähnlichen Siedlungen z. B. in dem befestigten Ort Tarodunum bei dem heutigen Kirchzarten und an anderen Stellen. Daß das möglich sein wird, steht zu hoffen. Handelt es sich doch um die Lösung einer Frage, die über einen engen wissenschaftlichen Kreis hinaus jeden denkenden Deutschen angeht.

Wolfgang Dehn.

Von alten Steinkreuzen

zu Grafenhausen und seiner Umgebung / Von Josef Häßler

Die einfachen Steinkreuze genießen bei der einheimischen, wissenden Bevölkerung eine eigenartige Beachtung. Von einer Wertschätzung, wie sie den üblichen Flurkreuzen bezeugt wird, kann man nicht reden. Eher könnte man sie als Marterl oder Bildstöckchen bezeichnen, denn als Kreuze. Ihr hohes Alter, die traurigen Umstände ihrer Stiftung, haben Anlaß gegeben zu einem förmlichen Sagenkreis. Der Vollständigkeit halber müssen darin auch die Erzählungen vom „Bildstöckle“ mit eingeschlossen werden.

Im großen Schwedenkrieg lagerten die Schweden auf der Hochfläche zwischen Rothaus und Grafenhausen, das „Ebnet“ geheißen. Vor den heranziehenden Oesterreichern vergruben sie ihre Kriegskasse auf dem Ebnet an jener Stelle, wo heute sich das Bildstöckle erhebt. Die Schweden wurden alle erschlagen. Am Waldrande, oberhalb dem untern Ufer des Schluchtsees, begrub man die Toten. Ueber dem Grabe des gefallenen Offiziers errichtete man ein Kreuz. (Leider fehlt von diesem Kreuz heute jegliche Spur. Zahlreiche Bewohner können sich noch an sein Vorhandensein erinnern. Es muß wenige Jahre vor dem Weltkrieg verschwunden sein.) Heute heißt das Gewann, wo jenes Kreuz stand, noch immer „Schwedengräber“.

Nach einer andern Sage soll im Lager der Schweden eine Krankheit ausgebrochen sein, der sie alle zum Opfer fielen. Die letzten vergruben die Kriegskasse. Die Toten beerdigte man im Gewann der „Schwedengräber“ und setzte dem toten Offizier das Kreuz.

Vor dem Hause des Sattlermeister Seidler zu Grafenhausen, neben der Straße, stand das zweite Kreuz. Aus Wertschätzung, damit es vor Beschädigungen bewahrt bleibt, verpflanzte es der Besitzer in seinen Garten. Von Wenigen beachtet, träumt es still von längst vergangenen Zeiten. Als die Schweden damals Grafenhausen plünderten, verabfolgten sie mitten im Dorfe einem Bauern den Schwedentrunk mit Gülle. Zum ewigen Angedenken an diesen scheußlichen Mord setzten die Nachbarn das einfache Steinkreuz, ohne Inschrift, ohne Zier.

Rechts am Wege, so von Grafenhausen über Geroldshofstetten, Rippoltsried nach Mettenberg führt, finden wir das dritte Kreuz. Ehe wir an das kleine Rötenbächle kommen, sehen wir es schief im Boden stecken. Wie die Sage kündet, wurde an jener Stelle ein fliehender Bauer ab den Rötenberger Höfen von den plündernden Schweden erschlagen.

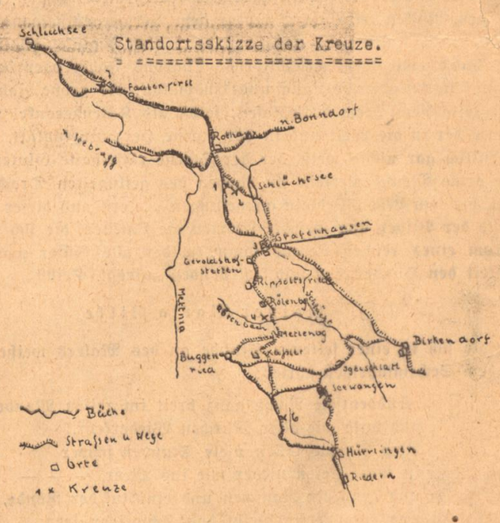
Ein romantischer Fußweg geht von Mettenberg durch den Wald nach dem Weiler Seewangen. Wenige Schritte oberhalb des letzten Hofes erhebt sich das „Schwedenkreuz“. Von allen den erwähnten Steinkreuzen ist dieses am besten erhalten. Die Jahreszahl 1638 ist mit einiger Mühe zu entziffern. Der Querbalken trägt eine Inschrift. Einzelne Buchstaben sind deutlich zu erkennen, in folgender Anordnung . . W A L . M . E. Die benachbarten Hofbewohner schmücken im Sommer das alte Kreuz in pietätvoller Verehrung mit Blumen, und ein Flor bunter Nelken erblüht dann um seinen Fuß. Die Sage aber kündet: An jener Stelle mußte ein Bauer ab dem Hofe zu Seewangen den Schwedentrunk erleiden. Nach dem Abzug der Feinde begruben die zurückkehrenden Bewohner den Toten an jener Stelle, wo er ums Leben gekommen war. Zum Andenken stifteten sie das Kreuz, das seither den Namen „Schwedenkreuz“ trägt.

Von Seewangen führt ein lauschiger Waldweg auf das Sträßle, das Buggenried mit Hürrlingen verbindet. Kaum 200 Meter unterhalb der Vereinigung der beiden Wege, einige Schritte zur Linken stoßen wir im Walde, nach einigem Suchen, auf das andere Kreuz. Einsam und verlassen steht es am Fuße einer starken Fichte, völlig von Flechten und Moosen überwuchert. Es ist von allen am schwersten beschädigt. Einige seltsame Rillen lassen darauf schließen, daß einst eine Inschrift seine Vorderseite zierte.

Der Ueberlieferung zufolge flohen die Bewohner von Seewangen vor den heranziehenden Schweden in den großen Wald. Die nachjagenden Reiter holten sie gar bald ein und schlugen sie nieder. An diese Freveltat soll das alte vermooste Kreuz erinnern. Nach einer andern Sage soll es davon künden, daß dort ein gotteslästern der Bauer samt seinem Stiergespann in die Erden eingebrochen und verschwunden sei.

Die geschichtlichen Ereignisse des 30jährigen Krieges entsprechen voll und ganz den angeführten Erzählungen.

Die Jahre 1630 bis 1634 verliefen für die Orte im tiefen Schwarzwald verhältnismäßig glimpflich. Zwar seufzten die Bewohner schwer unter der Last der harten Kriegskontributionen und an Bedrückungen seitens der vielen Einquartierungen mag es keineswegs gemangelt



Lageplan der Steinkreuze

Ungleich schlimmer gestaltete sich die Zeit von 1636 bis 1640. Die Völker des Herzog Bernhard von Weimar hausten furchtbar im hohen Schwarzwald. Der große Maierhof zu Ammertsfeld (bei Grafenhausen) fiel 1638 der Brandschatzung zum Opfer. Grafenhausen wurde schwer geplündert. Die Bewohner sollen im Stollen des alten Silberbergwerks im Schlüchttal vor den Mordbrennern Unterschlupf gefunden haben. Das Dorf Riedern a. W. mußte schwere Drangsale erdulden. Sein Frauenkloster ging in Flammen auf. Erst nach dem Friedensschluß 1648 erstand es wieder neu aus Schutt und Asche.

An diese Zeit voll Schrecken und Elend während dem 30jährigen Kriege scheinen die alten Steinkreuze zu erinnern. Ihre primitive Ausführung, ihre meist unsymetrische, massive Form, lassen auf ein und denselben Steinmetzen schließen, welcher sie geschaffen. Das Material, aus welchem sie herausgehauen sind, ist bei allen dasselbe. Vielleicht entstammt es dem Steinbruch bei Birkendorf (grober Sandstein), der beim Grafenhauser Pfarrhausbau 1763/67 völlig ausgebeutet wurde.

Die Sage vom Vergraben einer Kriegskasse beim Bildstöckle gab zu vielen anderen Schauergeschichten Anlaß. Schatzgräberberichte in allen möglichen Schattierungen, Gespenstererzählungen mit gruseligem Ausgange wurden überliefert von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag.

Zum Abschluß der Schilderung von den Schwedenkreuzen sei auch das schöne Steinkreuz zu Faulenfirst erwähnt. Es steht zur Linken im Walde auf einem kleinen Hügel neben dem Fußweg, der nach Schluchsee führt. Es trägt die Jahreszahl 1829 und eine volle Inschrift. Seine gefälligere Form, in welcher die Symetrie gewahrt wurde, läßt sofort den Unterschied gegenüber den Schwedenkreuzen erkennen. Das erheblich jüngere Datum seines Ursprungs rechtfertigt auch den guten Zustand, indem es sich befindet. Wenn es trotzdem in diesem Zusammenhange angeführt wurde, ist das lediglich zum Vergleichen geschehen.

Aus alten Akten

Lebensmittelpreise vor 400 Jahren — aus dem Rastatter Dorfbuch

Blatt 56, 57 und 58

Anno 1517 hat das Wetter umb Straßburg und in der Markgravschaft weit und breit die frucht erschlagen, daz man es das Hagelsar genant; kam das Malter Korn uffs theuerst umb 27 Schill. Pfenn., und klagt' sich die Welt seer ab der Theurung.

Darnach im andern Jar (1518) hat man ein Malter Korn wider umb 6 Schill. Pfenn. kauft.

Anno 1530 hat ein Malter Korn ein ganz Jar nie weniger golten dann 3 Gulden.–

Anno 1531 vor der Ernt' golten 3 Gulden 1 Ort, und an etlichen Enden 4 Gulden. Eodem anno hat golten ein Malter Kernen 4 Gulden, ein Malter Gerst 2 Gulden, 1 Malter Habern 1 Gulden, 1 Schyb Salz 3 Gulden 4½ Schill. 2 Pfenn.

Anno 1562 ist wider ein Theurung uff g'standen, hat dasselbig Jar 1 Malter Korn golten 3 Gulden und mehr. Haben die von Rastetten der armen Gemeind ihr Frucht, die sie zue sammen g'spart, geben umb 2 fl.

Darnach Anno 1563 hat ein jedes Malter Korn lang 4 fl. golten; darnach vor der Ernt' (1564) 4 fl. Haben die von Rastatten der armen Gemeind' das Malt. geben umb 3 fl. zu Siemerin; 2 Sim. usgeteilt, so lang man Frucht, Korn und Weitzen durch einander genhabt. Ist damals vil Frucht von Straßburg ins Wirtemberger Land g'fürt worden, hat der Weitz am Markt golten 4 fl. 5 Sch. Pf., darnach Anno 1563 ist Korn us dem Baierland durchs Wirtemberger Land g'fürt worden gen Etlingen, Baden und uber Ryn. Sobald die Ernt' kommen, als man das alt Korn am Donnerstag umb 4 fl. geben hat, hat man am nechsten Donnerstag, das nüw Korn umb 2 fl. geben, also das es in 8 Tagen 2 fl. abgeschlagen hat.

Im Jar 1571 ist gar ein große Theurung ingefallen, das gar große Fur uß allem Schwabenland in die Markgravschaft Baden, Straßburg, Elsaß, uber Rhyn ins Westerrich und ins Luttringer Land gangen bis uff Metz zu; alle Bürgen, Stett', Dörffer und Flecken ersucht, wo sie Frucht finden künten, und ein solliche Theurung ins Land khommen, das zu Rastetten uf dem Wochenmarkt golten hat 1 M. Korn 6 fl. q. schill.; 1 M. Weitzen 7 und auch 8 fl.; 1 M. Gerst 4 fl. 4 schill.; 1 M. Habern 3 fl. da haben die von Rastetten in einem Vorrat gehapt, das sie etlich Jar von Zehenden usw. zu samen g'spart.

Als man zahlt 1586 im Herbst hat das Malter Saatkorn, das man im Wormbser Gebiw kaufen und hieher bringen müessen, golten 5 fl. und auch sechsthalben Gulden.

Nachvolgends haben die Früchte je mehr und mehr ufgeschlagen als, das ein Malter Weitzen Anno 1587 vor der Ernt' golten hat 8 fl.; 1 M. Korn 6 fl. 6 batzen; 1 M. Gerst 6 fl.; 1 M. Habern 2 fl. 12 bz.; 1 M. Kernen 8 fl.

Als man zahlt 1590 Jar, hat ein Fuder Wein in dieser Landsart wie auch über Rein und in dem Elsaß gemeinlich golten 110 fl. und haben damals die Wirt' in beden Herbergen die Rastetter Maß geben umb 5 Batzen, die Gassen-Wirt' die Mas umb 4 schill. pfenn.

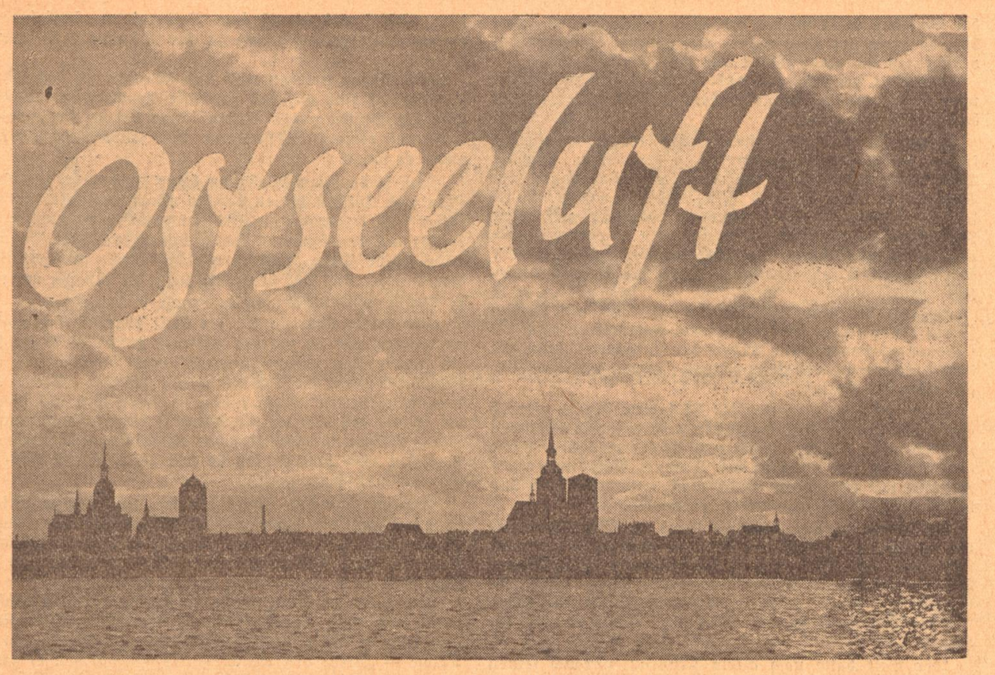
Als man zahlt 1592 Jar im Sommer, ist zwischen Luttringen und der Stadt Straßburg ein Stryt entstanden von wegen des Straßburger Bistumbs, welche bede ein große Anzahl Kriegsvolk zusamen gefürt und damit am Kochersberg und selbigen Enden sehr großen Schaden gethan in Früchten und Wein, wie auch in allen andern Sachen, die man zu Speiß und Trank haben mueß, große Theürung gemacht, das Ey gemeinlich 2 pfenning golten und auch 4 hüner-Eyer allhie umb ein markgrävler Schilling verkauft worden.

Im Anfang des Kriegs hat 1 Fuder Wein im Brurein golten 28 fl. und uf das höchst 30 fl. Als man aber ermeltem Kriegsvolk zuzuführen angefangen, ist gleich bald das Fuder Brureiner in Uffschlag dahin kommen, das man 70 fl. dafür geben müessen.

Damals galt ein Fuder Steinbacher Wein 105 fl., 1 Fuder Murgenthaler neüer Wein 80 fl. auch 85 fl.

Dieser Krieg, damit doch die von Straßburg wenig ußgericht, hat angefangen den 22. Juli Anno 1592 und Anno 1593 im Martio geendet. Und was die Sag', das die Baurea in dem Kochersberg die Früchten, welche sie von wegen des Kriegs übern Winter müessen lassen in dem Feld stehn, allererst in dem Martio Anno 1593 haben ingeschnitten und dieselbige noch ziemblich gut gewesen seyen. Galt damals 1 Scheib Salz 5 fl. 3 schill. 6 pf.

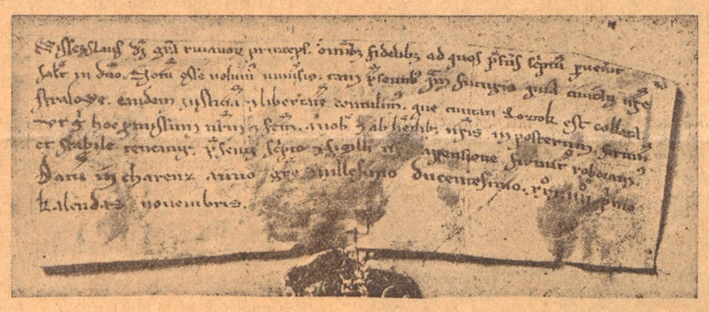
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg



Zum 700 jährigen Jubiläum Stralsunds

An der Ostsee den 700jährigen Geburtstag feiern, bedeutet ungefähr dasselbe, als ob wir in Süddeutschland ein 1000- oder gar 1200jähriges Jubiläum begehen. Stralsund ist eine Blüte, die der kämpferische Geist der deutschen Kolonisatoren im 12. Jahrhundert im Nordosten an der Küste des baltischen Meeres trieb. Ihr gewaltiges Wachstum in wenigen Jahrzehnten ist der Ausdruck der urgewaltigen Willenskraft jener Städtebauer, die 100 Jahre später den Namen „Hanse" zu einem festen, Achtung gebietenden Begriff machten.

Die deutschen Kolonisatoren wählten für ihre Ansiedlung jenen nur wenige Meter hohen Hügel, der rings von Sümpfen umgeben, an der Stelle des Strelasundes lag, an welcher Rügen dem Festland am nächsten kommt. Das neue Stralsund wurde also Brückenkopf für Rügen, der es bis heute geblieben ist und der es durch den im Bau begriffenen Stralsund-Rügendamm für alle Zeiten bleiben wird. Aus dieser strategisch unvergleichlich vorteilhaften Lage erwuchs den Stralsundern im Laufe der Jahrhunderte ein gewaltiger Helfer in ihren Kämpfen, von welchen manche, wie z. B. die erfolgreiche Abwehr des kaiserlichen Feldherrn Wallenstein im Jahre 1628 in die Weltgeschichte eingegangen sind. Im Jahre 1234, also vor 700 Jahren, verlieh Fürst Wizlaw von Rügen dem befestigten Platz Stralsund deutsches Stadtrecht und



Urkunde des Fürsten Witzlaw

damit war auch die Rechtsgrundlage für eine glänzende Entwicklung gegeben. Wenn die Stadt dieser Tage ihres 700. Geburtstages gedenkt, so kann sie auf eine der glänzendsten Entwicklungen deutscher Städte zurückblikken. Schon 1249 erregt die junge Stadt den Neid der großen Schwester Lübeck, und wird von den Lübeckern überfallen. 30 Jahre später erscheint die Stadt in einer Urkunde zum ersten Male in Gemeinschaft mit den Städten, die später den Hansabund gründeten. Ein Geschehen, das für damalige Verhältnisse Weltgeschichte bedeutete, spielte sich am 24. Mai 1370 im Stralsunder Rathaussaal ab. Es war der Frieden von Stralsund, den die Hansa mit dem Dänenkönig Waldemar Atterdag schloß.

Den Höhepunkten in der Stadtgeschichte Stralsunds entspricht ein Bauwille, wie er aus dem Zusammenklang von tiefer niederdeutscher Religiosität und ungeheurer politischer und wirtschaftlicher Machtentfaltung nicht eindrucksvoller entspringen konnte. Auf dem engen Raum zwischen Sümpfen und Meer entstand in dem Bezirk von mächtigen Mauern und Toren ein Gewirr von Straßen und Plätzen, das, mit großartigen Patrizierhäusern rings umstellt, den ganzen Reichtum der Hanseaten des Mittelalters widerspiegelt. Zu einer Zeit, als die Völker, die mit Stralsund Handel trieben, sei es Skandinavien oder England, in Häusern einfacher Holzkonstruktion wohnten, schufen sich die Stralsunder Hanseaten geradezu Paläste, deren Prunk und Höhe die Erbauer als die „Amerikaner des Mittelalters" ansprechen ließ. Daneben aber beseelte diese Bauten ein natürliches Kulturgefühl, das sie weit über die rein zivilisatorischen Bauleistungen des 20. Jahrhunderts hinaushebt. Die Patrizierhäuser verschwanden bei all ihrer Bedeutung wieder im Schatten jenes großartigen Rathauses, das in seiner ursprünglichen Form mit prachtvoller Schauwand der Gegenwart erhalten geblieben ist. Und wiederum das Rathaus wird erdrückt von der Gewalt jener Backsteinkirchen, die eine profunde Gläubigkeit zu unerhörter Höhe trieb. Das eigenartige Material des roten Backsteins gibt den Bauten die typische rote Tönung, welche die Städte niederdeutscher Backsteingotik an der Ostsee so besonders interessant macht. Eine Tönung, die mit dem wechselnden Sonnenlicht und dem wechselnden Feuchtigkeitsgehalt der Luft vom frischen Hellrot in ein warmes Rotviolett wechselt. Ueber der Gewalt dieser Bauten von unerhörter Wucht wölbt sich jener Ostseehimmel, der uns Binnenländer immer wieder durch die Vielheit seiner Farbe und Form fesselt.

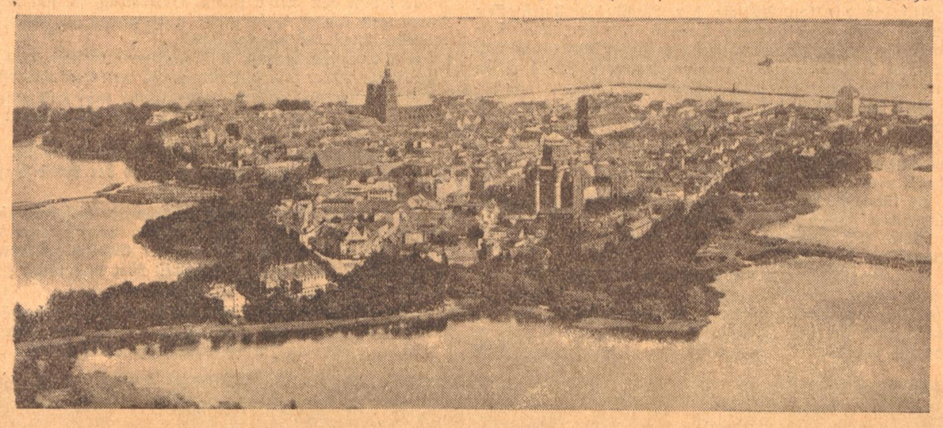
In alle diese Farbigkeit hinein drängen sich am Hafen uralte niedrige Bauten, wie z. B. eines der alten Klöster, das Heiliggeistspital, das eine kleine Stadt für sich bildet. Der Geruch von Teer, Tauen und Fischen dringt hinein in den Frieden der stillen Gassen, zu deren Seiten hinter blanken Fenstern Geraniumstöcke über und über blühen. Alte Frauen schlurfen mit dicken Gesangbüchern, in denen die riesengroße Schrift für die alten Augen Platz finden muß, durch die Gänge zur Heiliggeistkirche.

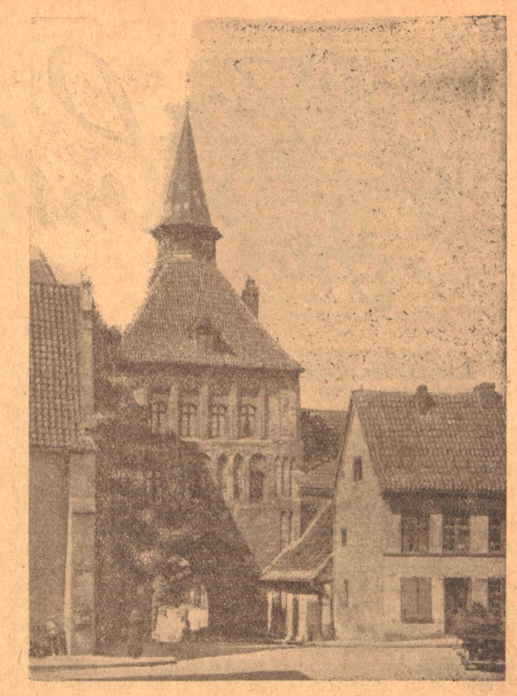
In die Stille hinein bricht das Heulen eines Getreidedampfers, der Stralsund, diesen nächst Stettin größten Getreidehafens Pommerns, soeben verläßt. Und die alten Mütterchen sehen aus ihren Fenstern kurz vor der Kaimauer riesige Getreidespeicher aufwachsen, die der sprichwörtlich schönen Stadtsilhouette nach der Seeseite hin moderne, aber keineswegs störende Lichter aufsetzen.

Als Binnenländer wird man in dieser alten Hansestadt immer das Gefühl einer erdrückenden Fülle von Bildern haben und man fragt als Fremder nach einer Stätte, wo diese Unsumme von Eindrücken in Ruhe ausklingen kann und da fühlen wir uns dann als Süddeutsche sehr beglückt, daß es in Stralsund auch so etwas wie eine alte Gaststättenkultur gibt, wie sie uns aus Süddeutschland durchaus geläufig ist. Aber auch diesen historischen Kellern ist jene herbe Härte eigen, wie sie aus den Backsteinbauten auf uns eindringt. So eine Atmosphäre romantischer Träumerei läßt sich hier kaum finden. Alles strahlt in irgendeiner Weise immer wieder in fast brutale Stärke aus, die den Schöpfern dieser Hansestädte, insonderheit Stralsunds innewohnte.

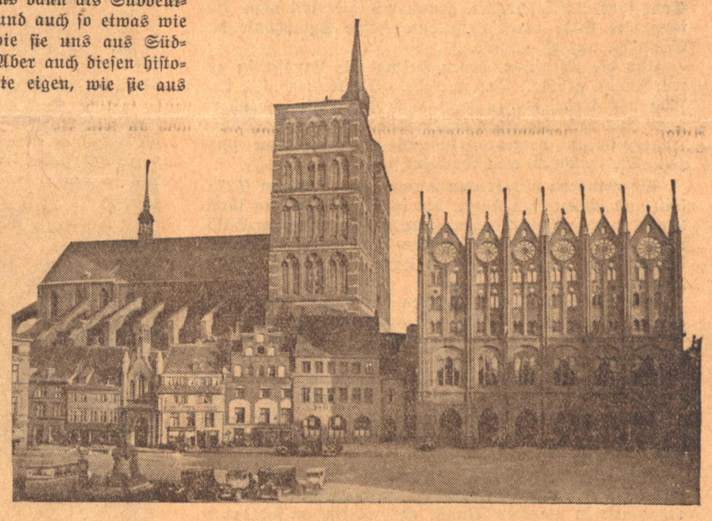
Für unser Vaterland ist es wertvoll, mit derartigen Kulturstätten, nicht nur im Süden und Westen besät zu sein, sondern auch in Gebieten, die wir noch allzu oft als Landschaften jüngerer Kultur mit einem nicht ganz wegzuleugnenden Hochmut zu betrachten gewohnt sind. Was bei uns im wohlbehüteten Schutze einer Jahrhunderte alten befestigten Macht an kulturellen Leistungen entstand, wuchs dort oben an der Ostseeküste als die urwüchsige Tat deutscher Kolonisatoren unbeschützt in den Himmel. Behütet nicht wie bei uns durch Jahrhunderte alte Machtentfaltung, sondern nur durch die junge Faust der Erbauer selbst. So erklärt sich auch die Atmosphäre kämpferischer Härte, welche Wehrbauten, Bürgerhäuser und Kirchen gleichermaßen umgibt.

So erklärt sich auch heute noch die Liebe des niederdeutschen Menschen zu einer so gestalteten Heimat. Die Liebe ist nicht offen zu Tage tretend, aber zäh, verbissen, von innen heraus. Aus dieser Heimatliebe heraus konnten in Stralsund im Jahre des 700. Geburtstages auch jene Marktfestspiele entstehen, die vor dem 600jährigen Rathaus mehrere hundert Bürger und Bürgerinnen als Laienspieler vereinigten. Man konnte zu seiner Ueberraschung feststellen, daß diese schwerblütigen Menschen sich in die Spielgemeinschaft mit einer Leichtigkeit einordneten, die ihrem Charakter fast fremd zu sein schien. Nach diesem Sommer der Festspiele und anderen historischen Veranstaltungen beging die Stadt ihren Geburtstag, den 31. 10. 34. durch einen einfachen Festakt in dem historischen Saal des Rathauses. Im Mittelpunkt stand eine Festansprache, die mit der Schilderung des Gemeinschaftsgeistes mittelalterlicher Stadtbürger die Verbindung zwischen Vergangenheit und deutscher Gegenwart zu finden wußte.





Das Kütentor



Rathaus und Nicolaikirche

Eine Hochgebirgs-Erinnerung - Von Hans Heyck

Es war im verflossenen September, in der schönsten Jahreszeit für den, der unsere nördlichen Kalkalpen in ihrer übersonnten Einsamkeit liebt. Ich hatte mich bereits durch eine blaugoldene Woche im Karwendel herumgetrieben; ich hatte mit Freunden zusammen wieder einmal den herrlichen Kaltwasserkarspitz erstiegen, diesmal über die Moserkarscharte, und als eines Abends schließlich doch der Nebel in die Felstäler eingefallen war, hatte ich mit Freund Griehl, dem Maler, zwei beschauliche Tage auf dem kleinen Ahornboden verhockt: in Freund Masche's traulicher Hütte. Nachdem Griehl und ich die letzten Vorräte aus unseren Rucksäcken herausgekratzt, sie zu einem Abschiedsschmarren verbacken und diesen besinnlich verdrückt hatten, wischten wir uns den Mund, sperrten das liebe Hüttel ab und trennten unsere Wege: ich strebte zum Karwendelhaus hinauf.

Oben auf dem Hochalmsattel schleppten die Himmelskühe ihre Nebelbäuche über den grünen Almboden dahin: lautlos, langsam wallte das graue Gewölk zwischen den unsichtbaren Steilhängen, und der Kruzifixus auf der Paßhöhe fröstelte. Kein Rind brüllte verlassen, kein Gemsbock pfiff, keine Bergdohle schrillte den hellen Klageschrei. Selbst der Steinschlag ruhte in den mächtigen Wänden, die es hier ringsherum einmal gegeben hatte, wenn meine Erinnerung mich nicht trog.

Die geräumige Gaststube des Karwendelhauses war fast leer von Menschen. Immerhin hockten einige unentwegte Alleingeher am warmen Kachelofen hinter ihrem Terlaner, und außerdem fand sich in einer Ecke ein junges Pärchen, leidenschaftlich hingegeben an die Massenerzeugung bekritzelter Ansichtskarten. — Daß die beiden Leutchen aus der Gegend zwischen Hannover und Hamburg stammen mußten, verriet ihre halblaute Unterhaltung, und daß sie keine Bergsteiger waren, verriet nicht weniger deutlich ihre straßensportliche Kleidung. Sie hatten ihr Motorrad — das treue Brautomobilchen — in Scharnitz abgestellt und waren nun ein bißchen hier heraufspaziert.

Ich vertrieb mir den grauen Nachmittag mit einer Gratwanderung oberhalb des Hochalmkreuzes; dabei übte ich mich ein Weilchen lang im wechselweisen Anpfeifen mit dem Leitbock eines Gamsrudels und kostete die dämonischen Reize der Nebelkletterei weidlich aus. Als ich ins Haus zurückkam, saß mein Pärchen über der großen Spezialkarte des Hauptkarwendels und fuhr mit spitzen Fingern darauf herum; auch das Schankmädel wurde zu Rat gezogen. Mir ahnte Verschiedenes, als ich zeitig auf die Matratze ging.

Am anderen Morgen hatte sich das Gewölk gehoben. Und um die Gipfel der Oedkarspitzen brodelte es lebhaft, — mit Regendrohungen. Also gab ich die Besteigung des Seekarspitzes auf und beschloß, den unfreundlichen Tag durch Uebergang aufs Hallerangerhaus zu verwenden.

Das Pärchen war schon vor mir aufgebrochen, ohne anzugeben, wohin. — Als ich überm Haus ins Schlauchkar einbog, — es machte seinem Namen alle Ehre! — sah ich weit voraus zwei menschliche Punkte, und durchs Glas erkannte ich seinen blauen und ihren grauen Staubmantel. (Staub-Mäntel, meine Lieben! Die Regenwolken senkten sich bereits wieder!) Das Pärchen klomm hastig im steilen Geröll aufwärts, als wolle es vor dem drohenden Unwetter nach oben aus den Wolken hinausflüchten; doch um so länger mußte es dann an der starken Quelle unterm Schlauchkarkopf rasten. — Ich stieg langsam hinterher. Später sah ich die beiden oben zwischen den Felsen krabbeln, wobei sie wahre Steinlawinen lostraten; schließlich verlor ich sie sattelwärts aus den Augen.

Oben unterm breiten Gipfelaufbau des Birkkarspitzes packte mich der Regen schlagartig, untermischt mit groben Schloßen; die Peitschenhiebe des Eises brannten höllisch auf der bloßen Haut. Ich machte mich dicht und stemmte mich über nassen, boshaft rutschenden Schutt mühsam aufwärts. Gespenstig umnebelt standen die Gipfelwände; in ihren Kaminen orgelte und heulte erwachter Sturm, warf sich von oben auf den Steilhang und pfiff durch die rauhen Riesenflöten der Felsklüfte, um zwischendurch immer wieder jählings zu verstummen und das Gewölk nur noch unheimlicher um die nahen Gipfel flattergeistern zu lassen. Der heftige Regen löste grobe Felsbrokken aus der Birkkar-Nordwand; sie zerbarsten mit infernalischen Kreischen bei ihrem Kaskadensturz, und ihre Sprengstücke gellten mir voll tödlicher Wucht am Kopf vorbei.

Endlich gelangte ich auf den schmalen Sattel, und hier auf der Schneide packte mich der Sturm so wütend, daß ich mich schräg gegen ihn anlehnen mußte. Ein Blick ins jenseitige Tal: kochende Milchsuppe! Ein Blick nach links zum Birkkargipfel empor: von Nebelfetzen gepeitscht, vom Wasser schwarz überronnen der großgestufte Grat! Ich ging in das offene Schutzhüttchen am Grat, trank heißen Tee, rauchte eine unerhört genußreiche Zigarette und freute mich des gewaltigen Tobens ringsum, das den Mann so nachdrücklich auf sich selbst verweist. Ich bin gern allein in den wilden Bergen, schlage mich begeistert mit den Elementen herum.

Also warf ich mich bald wieder dem Sturm entgegen, klomm unterm Sattel über die glitschige Wandstufe abwärts und stürmte dann mit langen Sätzen durch die geisterhafte Einsamkeit des steilen Birkkars zutal. Unterwegs fand ich einen schwungvollen Damenschuhabsatz, und weiter unten ein zerknicktes Handstöckchen: da fiel mir mein Pärchen wieder ein. Hatte der Eisregen oben gepeitscht, so troff er jetzt und schließlich rann er nur noch. Birkkopf und Heißenkopf schoben ihre wasserschwarzen Wände unter Nebeln heraus; jedes Rinnchen wurde zum Bett eines aufgeregten Wildbaches, der wahre Mauern von Geröllschutt übereifrig vor sich herschob, indes die wäßrige Luft nach Schwefel roch — voll dieses brenzlichen Regenduftes, den jeder Kalkalpenkletterer nur gar zu gut kennt. Nun kam Krummholz und sprühte seine Brausebäder mit über die streifende Schulter; die Almböden quietschen und quatschten herauf, und schließlich nahm mich der Hochwald unter seine beharrliche Traufe; dann war der Talgrund des Kastens erreicht. Ich hatte die 1400 Meter Gefälle vom Schlauchkarsattel herab in gut anderthalb Stunden durchklotzt.

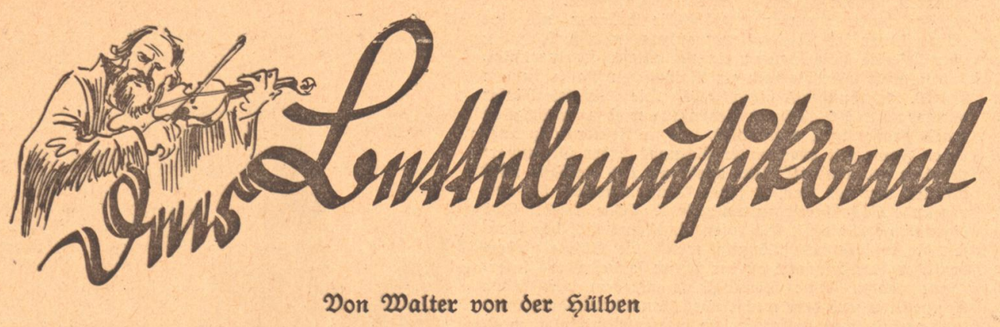
Dicht über dem Kastengrund steht, im Walde versteckt, eine Jagdhütte. Ich schwenkte mit einem dankbaren Jauchzer in diesen gastlichen Regenschutz ein.

Während ich hier heißen Tee trank, rauschte es durch die triefenden Büsche herauf, und vor mir stand mein Pärchen.

Offenbar hatte mein Juchzer die beiden herbeigezogen.

„Entsetzlich!" stöhnte der junge Herr.

Meine Gelassenheit empörte den Kavalier. „Sehen Sie die Dame an!" schrie er im Tone bitterster Anklage. Sie hatte keinen trockenen Faden mehr am Leib, das Wasser rann ihr aus den Gewändern und aus dem lächerlichen



Vom Bettelmusikant

Von Walter von der Hülben

Die dunklen Schatten der Nacht weben weit und schwebend aus. Fern, dort wo der Himmel die Erde göttlich küßt, brennt erstes Morgenrot. Aus dem plätschernden Bach brauen weiße Nebel, tanzen langsam und fein über die taufeuchte Wiese. Die Schleier verziehen und schweben, scheinen wie nachttrunkene Gesichter, wie verzerrte Fratzen erwachter Kobolde, dann, wenn der erste Sonnenstrahl sie durchflutet, wie holde Antlitze zierlicher Elfen, die im sonnentrunkenen Kuß vergehen.

Ueber dem brauenden Nebel erhebt sich der dunkle Tann, ragen am Bach die geschorenen Strünke der Erlen. Eine uralte Linde reckt ihre Aeste wie klobige Fänge, auf deren einem sitzt dunkel und schemenhaft eine Krähe. Ihr Kopf geht mit leichtem Ruck hoch, lugt nach der Sonne, die Flügel schwingen tastend im Nebel. Endlich erhebt sie sich in die lichtflutende Morgenluft, zieht über dem Tann weite Kreise und krächzt laut hinein in den Morgen.

Das scheint das Signal gewesen zu sein, für die schlafende Kreatur. Das helle Lied einer Nachtigall, die hoch in der Bläue steht, ruft lockend, trällernde Zeisige fallen ein und übertönen den dumpfen Unkenruf der eben noch die Nacht beherrschte und verstummt.

Weit draußen hat sich die Sonne über den Berg erhoben und rollt ihr Licht über das Land. Die Nebel zerreißen, verfliegen und das Land liegt im unendlichen Morgenfrieden überglänzt von erstem Sonnenstrahl. Da reckt sich in der Höhlung einer alten Weide eine hohe Gestalt, schreitet schwer hinunter zum Bach. Dann kommt er zurück über die feuchte Wiese, greift aus der Höhlung einen Leinensack, drückt ihn zärtlich an sich und setzt endlich den Fuß auf die Landstraße. Er schaut noch einmal mit weitem Blick der Sonne entgegen, dann nimmt der alte Bettelmusikant Veit seinen Weg auf, dem Lauf der Sonne, voraus zu eilen.

Weit breitet sich das Land zu beiden Seiten der Landstraße. Fruchtträchtige, goldene Aecker und saftgrüne Wiesen wechseln mit dunklen, kühlen Wäldern und felsigen, aus der Ebene ragenden Hügeln. Da und dort ein breiter, fester Bauernhof, ein einsames Wegkreuz, von dem der Heiland niederblickt, ein Bildstock der golden, rot und blau die Empfängnis Mariens kündet, eine stille Wegkapelle, Gott zu ehren, dem Menschen zum Trost hingebaut, geschmückt mit rotem Mohn und azurblauen Kornblumen.

Alles am Rande der Landstraße, die ohne Anfang und Ende ihre Bahn schreitet, genau wie die Zeit ohne Anfang und Ende vergeht, ist eine ewige Symphonie der Schönheit und Harmonie.

Und die Menschen, deren Heimat die Landstraße geworden ist, gehören ihr; nur ihr. Sie kennen nicht Anfang und Ende, fragen nicht nach Zeit. Sie wandern ohne Ziel und Zeit über die Landstraße — ob die Sonne sengend brennt, oder prasselnde Wasser vom Himmel stürzen. Sie wandern, weil ihr Blut sie treibt.

Sie wandern und freuen sich an jedem saftigen Gräslein, am schillernden Käfer, der langsam, bedächtig ihren Weg kreuzt, am gluckfenden, über Steine rollenden Wildwasser, an satten Wiesen, dunklen Wäldern, fruchttragenden Aeckern, an tiefgründigen Seen und fernen Höhenzügen.

Sie freuen sich am Göttlichen der Natur, fühlen sich als ein Teil vom trächtigen Stamm Allmutters.

Zu dieser gehört auch der Veit, der Bettelmusikant Sein Reich ist die Landstraße; sie gehört ihm und er ihr.

Wenn er morgens unter einem Strauch oder Baum erwacht, sich im ziehenden Wasser wäscht und den bedächtigen Marsch über die Landstraße beginnt, weiß er noch nicht, wo er am Abend das müde Haupt zur Ruhe legen wird. Trotzdem ist er glücklich.

Sein Begleiter ist die alte dunkle Ebenholzgeige, die er in einem groben Leinensack wohlverwahrt mit sich trägt und in mancher Stunde gar zärtlich an sich drückt.

Mit ihr spielt er in den Einkehren und Dorfschenken zum Tanze auf. Drum mögen sie ihn auch überall, wohin er kommt. Und die Bauern kennen ihn Tal auf und ab — im ganzen Kärntnerland.

Und der alte Veit liebt das Land am Fuße der Karawanken mit seinen tiefblauen Seen und grünen Matten, kennt er es doch bis in den letzten Winkel.

Die Sonne hat den Veit im großen Bogen eingeholt und brennt sengend auf der Landstraße, die sich an der Möll ins Tauerntal hineinzieht. Weit schreitet der Veit aus, rüstig und fest ist sein Schritt; als sich der Abend niedersenkt, letzte Strahlen auf dem Schiefer des spitzen Turmes des Kirchleins von Obervellach spielen, erreicht der Veit den Ort.

*

Vor dem Ebner-Gasthaus bleibt er stehen und steckte noch einmal vorsichtig die Hand in die Tasche, in der klimperten eine Menge Nickelstücke, die er in den letzten Tagen gespart hat. Dann stampfte er den Staub von den Schuhen und ging in die Gaststube.

Das erstaunte: „Ja, der Veit ist a wieder amal da?" des Ebnerwirts schallte ihm als Begrüßung entgegen.

„Mit Verlaub, Ebner!" krächzte der Veit zurück und setzte sich in die hinterste Ecke der Stube. Die Geige legte er behutsam auf das Fensterbrett hinter sich. Da lag sie nun, das alte, kantige Instrument umblüht von roten Geranien, dieweil der Veit bedachtsam ein Achtl Roten schlürfte.

Als die dunklen Fittiche der Nacht die Dorfgassen füllten, kamen die Bauern, Dirnen und Burschen. Alle hatten sie für den Musikanten ein gutes Wort zur Begrüßung bereit, nur ein paar ganz lockere Vögel rissen derbe Witze über den alten Schelm.

Bald füllte dichter Qualm die Stube, die Reden wurden lauter und lustiger, als auf einmal, wie auf ein geheimes Zeichen, alles still war, der Mooshofer sich aufrichtete und zum Veit herüber rief: „Na, Veit! Magst noch ein Achterl?"

Da lachte der Veit verschmitzt und nickte: „Ja freilich, Mooshofer! Von wegen dem Wollen ist's nit!"

„Also, Ebner, bring ihm noch an Achtl!" befahl der Mooshofer dem Wirt.

Der Veit schaute tief ins Glas und freute sich der Lebensgeister die nach jedem bedächtigen Zug mehr in ihm zu grabbeln begannen. Aber seine stille Freude wurde bald getrübt. Umsonst gibt's nix, auf der Welt, mag sich der Mooshofer gedacht haben, denn kaum hatte der Veit das Glas wieder bedächtig an die Lippen gehoben, da schrie der Mooshofer mit seiner schnarrenden, versoffenen Stimme: „Spiel uns eins, Veit!"

Der Veit, gewohnt den anderen zu Gefall zu spielen, wandte sich um und entnahm dem groben Leinensack die dunkle Ebenholzgeige.

Schon als der Veit tastend über die Saiten schlug, sprang der Ton hell und girrend in den Raum. Die E-Saite schrie schrill auf, wie ein loser Gassenjunge; die Schwester A tönte voll und schön als sei sie aus der dunklen Alt bergenden Kehle einer Primadonna gestiegen; Nachbarin D schwang weit und fein, wie eine fruchtahnende Frau; endlich die letzte im Bunde, die biedere Saite G grollte lange nachrollend wie ein alter Brummbär.

Als die Burschen und Dirnen den Veit mit lautem Zuruf drängten, er solle sich sputen, beendete er rasch die liebevoll vorgenommene Arbeit des Stimmens, setzte die dunkle Geige an und fuhr tastend, suchend mit dem Bogen über die Saiten.

Fein und zart tänzelten die Melodien, stiegen zierlich von dem braunen Ebenholzkasten, setzten sich den Dirnen und Burschen auf die Schultern, flüsterten ihnen süßes, dummes, wirres Zeug in die Ohren. Bald waren die Zuhörer mit der Musik allein nicht mehr zufrieden und befahlen dem Veit zum Tanze zu spielen.

Da führte die alte, knochige Hand des Bettelmusikanten sich sputend, den Bogen über die Saiten, daß es eine Lust war; die Töne und Takte sprangen gleich frechen Wichten aus den F-Löchern, fuhren den Tanzenden in die Glieder, die Paare wirbelten durch die Stube, die Alten schauten genießend zu und klatschten gröhlend in die Hände.

Der Veit hatte nach altem Musikantenbrauch seinen Hut vor sich auf den Tisch gestellt und die Burschen und Dirnen warfen ihm beim Vorbeitanzen manches Nickelstück hinein. Ein paar Bauern waren besonders freigebig und ließen dem Veit ein Achtel nach dem anderen auftragen.

Mit einemmal kam in die jungen Burschen, die gesondert von den Alten saßen, Bewegung, sie schienen an Lärm und lauter Geselligkeit nicht genug zu haben und wollten einen besonderen Spaß.

Ein klobiger Bursch, mit kantigem Gesicht, aus dem eine steile Adlernase vorsprang, sie nannten ihn Martl, rief mit einemmal in den Lärm: „Das geht doch niat an, daß der Veit immer arbeit'. Der Veit soll a amal tanzen!"

Da war einen Augenblick lang lähmende Stille, dann girrte das Lachen der Dirnen auf und der derbe Baß der Männer tönte drein.

Der Veit, den es anging, schaute hilfesuchend im Kreise rum, die Tierlein vor seinen Augen, vom Wein gestachelt, tollten ärger als zuvor. Endlich stotterte er: „I' tanzen? A das geht ja niat! Mit mir tanzt ja gar kei' Dirn!"

Der Jungen hatte sich unbändige Freude bemächtigt und sie forderten den Veit im Chor auf zum Tanzen.

Als der aber auch nicht wollte, schrie der Martl: „Jetzt tanz, Veit!" und schmiß dem Veit einen funkelnagelneuen Muttergottesschilling zu, der auf dem Tisch nur so klirrte.

Veits Augen wurden weit und schauten auf das Fünfschillingstück und auf das geprägte Gnadenbild der Mariazeller Muttergottes. Schon lange hat er soviel Geld nicht auf einmal besessen und das sollte ihm gehören, wenn er tanzt!

Zum Ueberlegen blieb ihm keine Zeit mehr, die Burschen und Dirnen hatten bereits einen weiten Kreis gebildet und begannen eine Ländlermelodie zu pfeifen, zu der sie mit den schweren Nagelschuhen den Takt schlugen. Eine dralle Dirn mit hochgeschnürtem, goldgesticktem Samtmieder trat auf den Veit zu, faßte ihn fest an, und er mußte tanzen.

Die ersten Schritte tat der Veit zögernd, dann ging es leichter, und er zog das duftende junge Weib an sich. Es wurde ihm ordentlich warm vom Drehen und den prallen Armen, die ihn umfangen hielten. Seine Gedanken wirbelten immer toller, es schien ihm, als stiegen die Wände auf und ab, als schaukele der Fußboden unter seinen Füßen, die Gesichter der pfeifenden und singenden Burschen und Dirnen sah er wie durch einen Schleier, verzerrt und fratzenhaft.

Endlich war das Spiel beendet, und der Veit sank in seine Ecke. Er hörte das Beifallsgeschrei der jungen Leute nicht, fühlte nur die Wärme des Frauenkörpers nach, der ihn, den Landstreicher, berührt hatte und die Sehnsucht nach einem Heim wecken wollte.

Da packte er seine Geige in den groben Leinensack, trank sein Glas bedächtig leer. Dann nahm er das Geld aus seinem alten, zerschlissenen Hut, steckte es in die Tasche — zuletzt den Muttergottesschilling, den er lange ungläubig ansah. Da gab ihm der Mooshofer noch eine Zigarre, die der Veit alsogleich in Brand steckte.

Zufrieden und glücklich, seine Zigarre schmauchend, trat der Veit hinaus in die kühle Nachtluft.

Vom tiefschwarzen Himmel flimmerten golden die Sterne, der weiche, silbrige Glanz des Mondes breitete sich weit in den Straßen des Dorfes, lag leicht flutend auf den Dächern und dem steilen Kirchturm. Von der Möll tönte dumpfer Unkenruf herauf, und fern schlug ein später Häher.

Der Veit war hinuntergegangen gegen Penk und suchte in einer Heutenne Schlafquartier. Er stieg die Leiter hinauf, legte sich ins warme, süßduftende Heu, bettete die alte Geige neben sich und wollte noch ein Weilchen an seiner Zigarre ziehen.

Durch einen schmalen Spalt, den die Bretter über ihm frei ließen, leuchteten die Sterne zu ihm, und er träumte hinauf in den dunklen, schweigenden Nachthimmel.

Das war heute einer der schönsten Tage seines ganzen langen, wandernden Lebens gewesen! Die Bauern gaben Wein, er bekam genug Geld für sein Spiel, konnte an einer guten Zigarre schmauchen und mit einer drallen Dirne tanzen.

Noch immer fühlte er den warmen Strom, der zu ihm übergeflossen war beim Tanz, spürte die festen Arme um seinen Hals. Da stand mit einemmal ein Bild taghell vor ihm. Die Barb — die hat er geliebt, aber sie ging früh von ihm. Die hatte Arme und Wärme gehabt wie die frische Dirn, mit der er heute tanzte. Herrgott! Noch einmal diese Stunden mitfühlen, noch einmal erleben dürfen den ersten scheuen Blick, verstohlenen Händedruck, den ersten brennenden Kuß und dann ein Aufflammen in göttlicher Liebe.

Da leuchtete grell und purpurn eine jähe Flamme neben ihm. Er sprang auf und stolperte die Leiter hinunter, und hinter ihm prasselte das Feuer, fraßen die Flammen das trockene Heu.

Bauern kamen gerannt und sahen, daß nichts zu retten war. Sie besprengten das Gras um die Tenne, damit sich das Feuer nicht ausdehne, und warteten, bis der brennende Schober in sich zusammenbrach — dann gingen sie wieder. Den Veit hatte keiner beachtet.

Der war jäh ernüchtert und trat langsam zur Brandstätte. Seine roten Augen starrten auf ein paar glimmende Balken und die gähnende Leere.

Der Veit sank auf die Knie und wühlte in Schutt und glühendheißer Asche. Seine Hände fraßen sich, der brennenden Schmerzen nicht achtend, in den dunklen Haufen, seine Finger suchten tastend jede Stelle ab.

Nichts!

Da sank der alte Bettelmusikant hin, wühlte seinen Kopf in die geliebte Erde und weinte in sie hinein. Weinte um seine verbrannte Geige.

Dann erhob er sich, ging schwer, mit schleppendem Schritt zur Landstraße, tat ein paar tastende Schritte, fühlte jähes Heimweh nach einer erdverwurzelten Bleibe und schritt dann mit weiten Schritten hinein in die junge Sommernacht.

Schills Tod in Stralsund.

Rucksäckchen auf ihrem schmalen Rücken; die zerflossenen Dauerlocken ihres Bubi hingen ihr gleich toten Blindschleichen ins verstörte Gesicht. Stumm zitterten die weißen Lippen, unter denen die Zähne schnatterten.

„Haben Sie den verloren, mein Fräulein?" fragte ich und zog den Damenabsatz aus der Tasche. Der junge Herr rief: „Den andern auch! Entsetzlich!!"

Ich holte das volle Fläschchen mit Rum und reichte es dem zitternden Weibchen. „Aber nicht alles trinken", sonst fallen Sie um!"

„Die Dame fällt nicht um!" wies mich der junge Herr zurecht; er schluchzte wirklich vor Zorn. Wenn Sie gestatten, sagte er, nachdem er das Fläschchen geleert hatte.

Das Mädel bekam wieder etwas Farbe.

„Vollendeter Blödsinn, so mangelhaft ausgerüstet einen hochalpinen Uebergang zu machen," erklärte ich.

„Hier muß doch irgendwo eine Sennhütte sein!?" krächzte er. „Mit heißer Milch, nich? — Sehen Sie doch nur diese Dame an!!"

„Die Kasten-Alpe liegt zehn Minuten taleinwärts," sagte ich, „aber Sie täten besser, zum Hallerangerhaus hinaufzugehen; das ist zwar noch über eine Stunde Wegs, aber dort können Sie Ihre Kleidung richtig trocknen, können sich warm ausschlafen und auf dem Ueberschall in der Sonne liegen!

„Zehn Minuten bis zur Sennhütte!? Schön. Gleich hin! Komm, Lisa!"

Das Mädel schaute sich noch einmal um, wie zur Entschuldigung. —

Als ich eine halbe Stunde später auf die Kasten-Alpe kam, saßen die beiden halbnackt am winzigen Küchenherd; über diesen hingen zum Trocknen ihre Gewänder und tropften in den Topf mit Milch, die von der gutmütigen Sennerin heißgemacht wurde. — Davon, daß ich die Dame ansehen solle war jetzt nicht mehr die Rede; doch mir blieb in dem Räumchen gar nichts anderes übrig. Ein kunstseidener Unterrock, himbeerrot, klatschte ihr vollgesogen um den dürftigen Körper, und über ihre nackten Arme jagten sich die Gänsehäute.

Ich machte einen letzten Versuch, diesen Vertreter neuer Sachlichkeit zur alpinen Vernunft zu bringen: ich fragte, ob sie niemals etwas vom Alpenverein gehört hätten oder von der Beratungsstelle der Bergwacht? Der junge Herr schüttelte stumm den nassen Schopf. Doch als ich den beiden nahelegte, mit mir nach Hallerangerhaus hinaufzugehen, da zischte er:

„Ausgeschlossen!! Wir müssen heute abend in Scharnitz sein!"

„Bis Scharnitz sind vier Stunden Wegs, für eine Dame ohne Absätze mindestens sechs Stunden! Wenn Sie überhaupt hinkommen und sich in der dunklen Regennacht nicht verlaufen. Durchs Karwendeltal wären Sie rascher hinausgekommen. Warum müssen Sie denn heute noch nach Scharnitz?"

In dem jungen Herrn begann sich der Haß zu regen; er mochte fühlen, daß ich ihn schonungsvoll behandelte und die Tragikomödie seines Unternehmens nur ganz tief in meinem Innern genoß. Das aber ertrug er nicht. Er besaß ein Motorrad und war nur gerade hier vor eine falsche Kulisse geraten, die ihn nicht hob. Also rief er schroff und abschließend:

„Wir haben eine Verabredung in Scharnitz! Das genügt doch wohl, nicht?

Vom Waldweg oberhalb des Kastens konnte ich die grüne Alpe noch einmal überschauen und sah gerade, wie das Pärchen die Almhütte verließ. Das Mädel bewegte sich auf seinen hackenlosen Schühchen eckig dahin wie ein Kind auf Stelzen; ihr Holder mußte sie stützen.

Ob sie nach Scharnitz gekommen sind, weiß ich nicht. Kinder und Unweise haben ja ihren Schutzengel. — Doch während ich durch Regen und Dämmerung dem Sunntiger entgegenstrebte und mir den vertrauten molligen Kachelofen des Hallerangerhauses einladend vor den inneren Blick rückte, fuhr mir eine Abwandlung des alten Habsburger Spruches durch den Sinn:

Montem ascendant alii / tu, triste Hammonia, cube!

Auf Deutsch: asphaltgewanderte Nord-Teutonen, bleibt ein andermal lieber drunten und pflegt der Liebe!

Hermann Lachäs geht de längs

Von Richard Euringer

Jetzt, wo die Brombeeren verdorren, weil sie niemand abgepflückt hat, jetzt, da von den Margueriten nur die gelben Blütenknöpfchen übrig geblieben sind und die Pappeln der Chaussee schon so fröstelnd rascheln, und ein sonderbar kaltes Weiß Schneeball-Wolkenburgen über rötlich verschleierten Forsten in den seidigen Herbsthimmel rollt, wird es nicht mehr lange dauern, und hinterm Haufen Roggenstreu guckt ein Kopf vor mit zahnlosem Mund, meckert es hinter den Bohnenstauden, reckt sich ein Hals in den Gänsestall, wandelt eine Vogelscheuche durch den Kartoffelstauden-Nebel abgeräumter Aecker. Kinder schreien es in die Küchen, wo die Leberwürste, wo die Mettwürste und Schinken hangen und der Herd schon so rötlich glostet und die Kartoffelpfanne nach geschmorten Zwiebeln riecht.

Hermann Lachäs geht de längs.

Hermann Lachäs ist auf der Tour, Hermann macht die Runde. Der Sommer war sonnig, das Holz roch gut. Die Weiden trugen Ruten, Hermann hat gearbeitet. Hermann hat Binsen gebrochen, hat sie Wasser ziehen lassen, hat manch einen Korb geflochten, manch ein Kinderkörbchen, hat Stuhlböden repariert und Kornwannen gefertigt.

Hermann fand einen Ochsenstecken mitten auf der Landstraße als die Büsche noch mehlicht von Staub in den Ginster brannten. Jetzt kriegt Hermann sich den Stock, klopft die Buchenstämme ab, klopft die Eichenstämme ab wie ein Arzt, der auskalkuliert, ob da wohl noch alles stimmt. Hermann hört einen Ton heraus, der ihn wunderbar beunruhigt. Die Rinde bröckelt, die Rinde ist mürb. Käferlinge flüchten.

Hermann greift seinen nackten Hals. Fehlt da nicht ein Kragen? Hermanns Hosen schlottern. Durch seine Werkstatt pfeift der Wind; ach, was ist das eine Werkstatt! Ein baufälliger Backofen ist ein Haus gegen Hermanns Bude zwischen Bach und Molkerei, hinter den letzten Gärten, wo der Sandpfad in die Fürstenwälder zweigt. Bringt jemand Sessel zum reparieren, bleiben sie vor der Türe stehen; drinnen kann man sich nicht umdrehen. Aber ein Fenster ist doch da, wenn auch ohne Scheiben. Hermann sitzt einen Sommer lang auf der Schwelle seines Hauses, eine Schürze um den Leib, eine Blechbrille auf der Nase, Gläser hat die Brille nicht. Aber er braucht sie zur Arbeit.

Hermanns eigentliche Wohnung liegt im oberen Stock. Der besteht aus einem zahnluckigen Ziegeldach, Stroh und Schilf und Heidekraut und einer roten Federdecke. So ist Hermanns Bett.. Eine Leiter, die außen lehnt, bildet seinen Aufgang. Wenn er die Beziehungen zu den gewöhnlichen Sterblichen abzubrechen wünscht, zieht er oben die Leiter ein. Ein Stück steht immer über. Aber da keine Tür da ist, stört ihn das auch nicht weiter. Hermann ist der einzige Mensch, der unter freiem Himmel schläft, wenn er unter Dach schläft. Die gebratenen Sternschnuppen fliegen ihm (mit Respekt) ins Maul. Aber wenn sie in güldenen Springbrunn-Parabeln ihre schönsten Raketen schießen, findet Hermann keinen Schlaf mehr. Dann rasiert er sich vor einer Scherbe, stutzt den grauen Backenbart und rasiert das Kinn aus, schabt die Oberlippe nackt, die äffige, aufgeblähte ungespaltene Oberlippe, zwirbelt die buschigen Augenbrauen über den funkelnden dunklen Augen. Hermann mag eine dicke Tomate unzerbissen in den Mund schieben, diesen un-

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Wieder ist es Maimonat. Wie damals spannt sich der Heben über Sandhörn wie ein blaues Zelt. Wie damals füllt die goldene Lichtflut der Sonne den weiten Raum vom Meer bis hinauf zu den weißen Wolken. Und wieder kommen aus der Tiefe der grünen Marsch und von der Höhe der geelen Geest die Friesen herauf zur Düne, an deren Fuß der neue Damm die Insel faßt und sie nun hält in großen Brückenbogen, stolz und sicher und kühn.

Sandhörn ist l a n d f e s t geworden! . . .

Drei Jahre voller Ungewißheit, Unruhe und Zweifel bilden das Fundament dieses Dammes. Nun steht er herrisch und stur da, teilt die See in zwei Hälften, dehnt sich schnurgerade hinüber zum fernen Landstrich an der Kimm, ist großartige Wirklichkeit geworden über Tag und Traum hinweg.

Heute soll er feierlich eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben werden. Am Strande wehen Fahnen, am Dammkopf sind grüne Blattgewinde aufgesteckt, die sich lustig im Winde bewegen. Eine Musikkapelle steht bereit am Weg, bekränzte Boote flankieren links und rechts das bunte Bild. Die Vertreter der Behörden stehen in hohen Hüten feierlich unten am Damm, die Feuerwehr ist in Uniform angetreten, ein Gesangverein steht da, die Schulen bilden Spalier, während die ganze Inselbevölkerung von den weißen Dünen herunter bis zur blanken Flut den Raum füllt, voller Erwartung, voller Freude, voller Verwunderung.

Drei Böllerschüsse dröhnen vom Leuchtturm herüber in den hellen Nachmittag. Alle Hälse recken sich und sehen hinaus auf den Damm. Weithin bewegen sich ein paar Punkte, wachsen, kommen rasch näher und nun erkennt man vier Fuhrwerke, die von drüben her zur Insel fahren! Niemals seit undenklichen Zeiten ist so etwas gewesen! Ohne Schiff in kurzer Zeit von Sielebüll bis nach Sandhörn! Ein brausendes Hurra bricht empor, die Musik spielt das Deutschlandlied, der Gesangverein singt in den Himmel hinauf: . . . er ist so klar, so feierlich, so ganz, als wollt' er öffnen sich . . .

Und nun halten die Wagen am Dammkopf vor dem Ufer. Der Herr Landrat und noch ein hoher Staatsbeamter setzen als erste den Fuß über die neue Brücke auf die Insel. Columbus kann auf Guanahani nicht feierlicher an Land gegangen sein. Als alle Herren ausgestiegen sind, tritt der Amtsvorsteher Knud Wögen Knudten vor und begrüßt die Ehrengäste. Er lobt den Tag, an dem das große Werk vollendet wurde, dankt der Behörde für die großzügige Tat und endet seine Ansprache mit einem dreifachen Hoch auf das Vaterland.

Der Landrat erwidert knapp und korrekt. Er übergibt dem Amtsvorsteher die Bauurkunde und damit das Werk selbst zu guten Händen. Sein Gruß gilt dem Friesenlande und seinen Bewohnern. Die Musik spielt das Friesenlied, und alles singt ergriffen mit.

Zu einer internen Feier begeben sich die Gäste und die Geladenen in den geschmückten Festsaal. Pastor Martin Grell sitzt an der Tafel neben dem Landrat, und die beiden reden stolz und froh von dem großen Werk, das nun glücklich vollendet werden konnte. Melf Melffen hält eine Rede, die voll ist von hohen Worten. In den Gläsern schimmert goldheller Wein. Unten an der Festtafel sitzen Grote Gehlen, Heme Haraldsen und Hark Harken nebeneinander. Sie sind still, denn das großartige Bild vorhin mit den ankommenden Wagen hat sie doch angefaßt. Am Ende haben wir uns doch getäuscht, denkt Grote Gehlen. Da hebt Heme Haraldsen das Glas langsam gegen das Licht, sieht seine beiden Landsleute an und sagt: „Wir wollen auch anstoßen auf den Segen des neuen Dammes; aber es ist ja leider noch nicht aller Tage Abend." Die drei Gläser klingen an, die drei Männer sehen sich ins Gesicht. Zwischen Hoffnung und Sorge vertropft ein Augenblick, der zertreten wird im lauten Gerede und im leichten Lachen einer frohen Festtafel. —

Das war im Mai. Und nun einige Wochen später steht die Zeit auf, in der über das junge Leben des Bauernsohnes Harald Haraldsen das große Leuchten der ersten Liebe kommt.

Das Land der Haraldsens liegt zwischen Lüttenoog und Geelbörp an der Marsch. Auf den tiefen Fennen weidet das Vieh. Ueber der Geest aber wogen die Aehren.

Es ist gegen Abend. Harald kommt aus der Marsch herauf, wo er nach der Trockenheit der letzten Wochen den ganzen Tag lang mit der Bewässerung zu tun gehabt hat. Er trägt den blanken Spaten über der Schulter und geht nun gen Westen hinauf zu den Roggenfeldern. Sein jünges Gesicht ist dunkel gebräunt, so daß das tiefe Blau seiner Augen noch klarer wird.

Als er ganz oben steht am Rande zwischen Marsch und Geest, da überkommt es ihn, daß er sich hinsetzen muß am Wegsaum und hinausträumt in die Schönheit seiner Heimat. Wie ein buntes Tuch ist das Land, duftüberweht, licht und sommerklar. In der Tiefe weiden die Kühe und Schafe; fernher blinkt die See, überhin wölbt sich der unbegreiflichste Himmel. Und drüben liegt im Frieden sein Dorf. Sieben Häuser nur, aber alles ist darin, was Menschenglück und -leid ausmacht. Der Hof seines Vaters liegt am weitesten zur See hinunter. Er sieht deutlich die hohen grünen Scheunentorflügel, die weißen Fenster, das spitzgieblige Strohdach mit dem einzigen Storchennest von ganz Sandhörn darauf. Er umfaßt dieses schöne sommerliche Bild mit allen Sinnen, und zum ersten Male in seinem Leben fühlt er beglükkend den Segen des überkommenen Besitzes.

Wie er so daliegt, der braune Bursche, im hohen Gras zwischen Blütenduft und Sonnenschein, hinausträumend in die flimmernde Weite, da ist es ihm, als sähe er von fernher den Kirchweg herüber eine Gestalt. Unwirklich klein und leicht ist diese, schemenhaft zerfließt sie im Licht der Stunde, um doch wieder aufzutauchen und näherzukommen. Wer mag es schon sein?, denkt er und schließt die Augen. Wir Menschen treiben allein im Leben. Da ist dann und wann einer, der uns berührt, aber im Grunde stehen wir einsam, und wir tragen alles allein . . . Hör — wie die Lerche singt! Sie schwimmt auch allein im Himmelsmeer. Aber wie froh und dankbar ist sie. Da muß unten auf der Erde doch ein Glück für sie sein, sonst könnte sie nicht so selig singen . . . Wir Menschen sind zu schwerfällig in allem. Hör doch, wie sie singt, die kleine Lerchenkehle! . . . Wenn doch das Glück auch zu uns so kommen könnte . . . Wie ist die Sonne hell, wie duften die kleinen Blumen süß . . . Ach, wenn doch das Glück — —

„Na, da liegst du ja fein!" lacht eine helle Stimme über den Träumer hin. Er rührt sich nicht, denn er meint, es ist unwirklich, was er da hört . . . Wie die Lerche singt — denkt er wieder . . . Da berührt jemand mit einem Grasfächer seine Augen, und als er aufblickt, sieht er in das lachende Gesicht von Maren Melffen. Sie beugt sich über ihn, und seine Augen verfangen sich in dem lichten Blond ihrer Haare und in dem Schein ihrer goldenen Iris.

„Du — Maren — — wie kommst du hierher?" Er richtet sich erstaunt auf, und nun sieht er, daß sie ganz anders geworden ist in all der Zeit, seitdem sie sich nicht mehr gesehen haben.

„Ich war in Steenshövd bei Wiebke Peter", antwortet sie, und er denkt gleich: ihre Stimme und der Lerchengesang sind eins.

„Wie kann es angehen, daß man sich so lange nicht sieht?", sagt er, aber es tut ihm gleich leid, das gesagt zu haben, denn sie wird rot bei dieser Frage und weiß keine Antwort. Sie wendet ihr Gesicht hinunter zur Marsch, und ihre Augen sind weit weg. Harald staunt in dieses Gesicht und weiß auch nichts mehr zu sagen. So sitzen sie eine ganze Weile stumm und andächtig nebeneinander. Es ist weitum wunderstill, aber die Beiden meinen, man müsse ihre Herzen schlagen hören bis fernhin . . .

„Ich sitze hier schon eine ganze Weile", sagt Harald dann mit einer Stimme, die er selber gar nicht wiedererkennt. „Wie schön ist es hier oben. Man kann so in die Weite sehen, und das mag ich so gerne."

„Wolltest du nicht zur See?", fragte sie, sich langsam lösend von der plötzlichen Verwirrtheit.

„Ja", sagt er, „das wollte ich; aber Mutter ist seit langem kümmerlich, und da kann ich Vater nicht allein lassen."

„So", antwortet sie, und dann sitzen sie wieder eine ganze Weile schweigend da und wissen nicht, warum.

„Ich bringe dich noch ein Stück Weges hinunter", sagt Harald und kommt hoch. Als sie neben ihm steht, rank und schlank, in ihrer jungen Schönheit, da bricht es aus ihm heraus: „Wie bist du groß geworden, wie bist du — —"

„Komm", sagt sie nur, aber ihr ganzes Gesicht steht in Flammen.

Sie gehen nebeneinander der sinkenden Sonne zu. Das goldene Glühen umlodert die beiden jungen Menschen mit herrlicher Pracht. Sie gehen nun zwischen zwei tiefen Roggenfeldern einen schmalen Weg, der sich lang hinzieht. Die reifenden Aehren wiegen sich zu ihren Häupten und schließen die beiden fast ein. Das wogende Kornmeer ist übergossen vom roten Licht des Himmels, und es ist, als brenne es lichterloh. Der Weg wird ganz schmal und tief; Sommerduft fließt darüber hin, nur der flammende Himmel ist den beiden sichtbar.

Da bleibt Harald Hillig stehen, denn er meint nicht mehr auf dieser Erde zu leben. Seine Hände fassen die liebe Deern, sein Mund will irgendetwas sagen, findet aber kein Wort; er beugt das Gesicht nieder zu seiner Jugendliebsten und küßt ihren Mund mit scheuer, schämiger Seligkeit. Sie steht verwirrt und schön im Erleben dieser ersten Liebe und wehrt sich nicht, denn sie muß dem großen dummen Jungen gehören, das fühlt sie in diesem Augenblick. „Ach, du!" — das ist alles, was sie sagt.

Sie gehen nebeneinander der sinkenden Sonne zu. Das goldene Geleucht umlodert die beiden jungen Menschenkinder mit göttlicher Pracht. Der Weg zwischen den reifenden, wogenden Roggenfeldern ist wie ein Gang in den Himmel. Sie gehen langsam und feierlich diese kurze Straße des Glücks, haben sich bei der Hand wie zwei Kinder und sind ganz stille in einer wunderlichen Seligkeit, die auf einmal in ihr Leben gekommen ist, fremd und gut, rein und aller Helligkeit voll . . .

Als sie aus dem Kornfeld herauskommen, sagt Harald Haraldsen zu Maren Melffen: „Wir gingen über meinen Acker, du; nun wird dieser Weg wohl nie enden . ."

Sie sieht ihn groß und glücklich an, wendet dann aber das Gesicht nach Geeldörp hinunter, läßt seine Hand los und sagt: „Ich muß rasch nach Hause."

Als Harald Hillig den langen Weg allein zurückgeht, ist das Sonnenlicht nicht mehr darauf. Der Bauernsohn steht kurz vor Lüttenoog auf dem Dünenzug. Die heraufkommende Nacht schimmert hell und nordisch. Das Land atmet den schweren Sommerduft. Das Meer liegt dunkelblau, bestickt mit den Silbertupfen des Sternenhimmels.

Was soll ich draußen in der Ferne noch finden?, denkt Harald, denn sein Herz ist voller Sang und Klang. Er sieht den großen Wasserstrom ziehen nach ewigem Gesetz. Wir sind in eines guten Gottes Hand, sagt sein Sinn — und glücklich geht er hinunter auf die Stelle seines Namens. (Fortsetzung folgt)

Spielende Kinder

Verbrenne Mensch

Von Herbert Böhme

Verbrenne Mensch
zünde die Flamme
am Ich
daß der Gedanke verloder
der zu herrschen begehrt
ehe er diente.
Am Ich
zünde die Flamme
und stirb.
Du aber
steige empor
strahle gereinigt
in den wartenden Bund.
Dich fordert das Volk.
Eitler Sehnsucht bar
trägst Du die Glut
Deiner Unsterblichkeit
selbst
in der Tat
für das Wir.
Denn das Volk
ist unsterblich.
Ueber den Flammen
Deiner irdischen Glut
zündest Du selbst
seiner Fruchtbarkeit
zielende Lust
dann, im Volk,
stirbst auch Du
nicht.
Forme den Ring!
Der Gemeinschaft
Geburt
ist Deine Stufe
zu
Gott.

---

heimlichen Mund. Zähne hat Hermann Lachäs nicht, höchstens noch braune Stummel. Wie der Mund, den sich die Clowns malen, sieht sein natürlicher Mund aus. Eine Sehenswürdigkeit von Mund!

Hermann schlüpft in sein bestes Hemd und die wärmsten Socken, bürstet den schwarzen Staatsfrack aus, schlüpft in die viel zu langen Hosen, bindet sich Schlips und Kragen um, einen bunten Seidenschlips, den ihm Sette genäht hat. Hermann trägt einen etwas weiten gutgeschonten steifen Hut, dessen Krempe seine Ohren plattlegt. In der letzten Septembernacht steigt er in seine Stiefel, weitschäftige Militärkommiß-Stiefel, die er kostenlos geerbt hat. In der letzten Septembernacht stößt er die Leiter aus der Luke, klettert vorsichtig zu Grund. Dann zieht er sie nach, schleift sie nach der Winterpuhle, deckt sie zu mit Reisig und Dornen.

Hermann hat ein Zugvogelherz. Wenn die Grunegrane wandern, treibt es ihn aus dem Bau. Wie die Brieftaubenschwärme, wenn sie aus den Körben flattern und noch nicht wissen, wohin, kreist er ein paar Tage lang ruhelos um seinen Stall, schreckt die Blaubeerleserinnen, hustet hinter den Schmugglern her, daß sie zusammenfahren und sich mausetot stellen. Dann lacht Hermann sein wildes Hääää, dieses wahnsinnige, blöde Schadenfreudelachen, dem er seinen Namen dankt. („Hermann, lach äs!" sagen die Leute, und er lacht sein Hääää.) Einsame Munkelpärchen, die sich vor Nacht noch was ins Ohr sagen, reißt er jäh auseinander, und den Landjäger, der verträumt nach Dieben ausschaut, bittet er plötzlich um Feuer. Was von alten He-Manns-Sagen je durch die Gegend spukte, wird lebendig in seinem Blut und vernarrt das Kirchspill. Aber wenn er im schönsten Zug ist, schüttelt Hermann frierend die Schultern, stellt die Ohren, zieht die Luft ein, schlägt sich den Stecken unter die Achsel und schiebt ab. Landstraße längs wie der nächstbeste Handwerksbursche, aber wunderlich schwermütig. Unter den zottigen Augenbrauen funkeln die Augen wie verrückt. Seine Schäfte schlappen trotz der viel zu langen Hosen. Hermann geht auf Tour. Hermann Lachäs geht de längs. Hermann macht die Runde. Hermann pilgert von Dorf zu Dorf und sucht seine Mutter heim, seinen Vater, seine Kinder, seine Brüder, seine Frauen. Hermann hat mindestens zehn Mütter und ein halb dutzend Väter. Jedes Haus, das er beehrt, war seine liebe Heimat. Jedes Bett, in dem er schläft, war seine Kinderbettstatt. „Mutter", sagt er, „es tut mir leid, aber ich konnte nicht früher." Dann haben die Leute ihren Spaß, löffeln ihm Suppe und schenken ihm Speck, geben ihm zu rauchen. Und sie sagen: „Hermann, lach äs!" Aber dann wird er böse. Jetzt ist dafür keine Zeit. Er beguckt sich seine Kinder, findet, sie sind gewachsen, redet ihnen ins Gewissen, weiß ein Mittelchen gegen Schorf. Er besichtigt Kuh und Schweine, nimmt den Hut ab vor seiner Braut.

„Hermann, lach äs!" sagen die Leute. Aber ein Trauernder lacht nicht. Seine Tante ist ihm gestorben, hat ihm sechshundert Gulden vermacht. Er will gar nichts davon haben. Für die Armen und Alten der Stadt stiftet er die Hälfte. Den Rest trägt er bar im Stiefelschaft; deshalb fürchtet er Räuber. Einmal, wenn der Kranich zieht, zieht es sein vogelfreies Herz in die Herdstätten der Menschen. An die Feuer unterm Bosem, unter das Gebälk der Dächer, in die Schlafkammern der Kinder, in die Nachbarschaft der Mägde, deren jede seine Braut ist. Deren jede er verloren, deren jede er gefunden, deren jeder er ein Kinderkörbchen flechten wird aus weißen Weiden. Deren jede seine Tochter, seine Nichte, seine Schwester, seine heimliche liebe Braut ist. „Hermann, lach äs!" sagen die Mägde. Da lacht Hermann häää. Ein zahnloses, greinendes, blökendes Hääää, gar nicht mehr wild und schadenfreudig, gar nicht mehr meckernd und erschreckend, sondern lahm und blöde. Damit bezahlt er Schnaps und Feuer, Menschenstimmen und Kinderkrach und sein verrücktes Liebesglück.

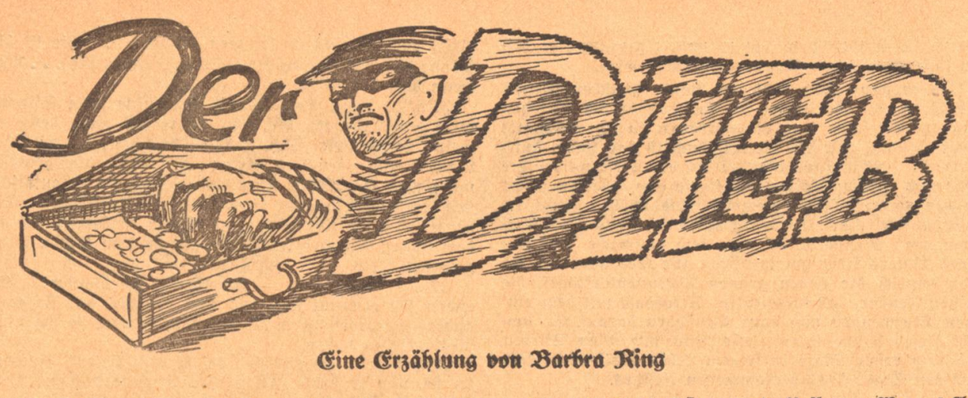
Wie lang darf es dauern?

Eines Morgens schnuppert der Hund um seine Stiefelspuren. Eines Morgens ist Hermann fort. Aller Unfug, aller Spott, alles Theater hat ein Ende; Hermann kehrt heim. Auf einem großen stummen Umweg durch die nassen Wälder, wo es schon sudelt wie von Schnee, findet Hermann heim. Er hat das Grauen überwunden, seine sonderbare Angst, seine Flucht zu den Feuern.

Wenn er seine Leiter ausgräbt, sind ihm wieder Stoppeln gewachsen, und umrahmen seinen Mund. Diese Augen funkeln nicht mehr gar so eigenartig; der Marsch durch den Wald hat ihm wohlgetan. Hermann zieht den Schlips vom Hals, wirft ihn achtlos in den Hut, bettet den Rock ins feuchte Gras. Sachte setzt er die Leiter an. Vielleicht ist Besuch gekommen.

Sieh, es ist Besuch gekommen! Wenn auch nur eine Wildkatze, die Quartier genommen hat. Oder sind da gar kleine Kätzchen?

Hermann wird nicht einsam sein, diese vielen Nächte. Hermann wird nicht freudlos sein, diese nebelnassen Tage, diese frierenden und kalten. Etwas nistet in seinem Nest, und hat Wohnung genommen. Hermann ist wie auf Besuch, ist wie Vater und Mutter und Bruder. Hermann wird ein Süppchen kochen und ein Körbchen flechten.



Eine Erzählung von Barbra Ring

Der eiserne Ofen im Wohnzimmer des Kaufmanns Mogens Henriksen And glühte, der Hofjunge hatte schon in aller Frühe einen ordentlichen Stapel Birkenscheite eingelegt. Durch das Zugloch, das Maul eines großen Drachenkopfes in Hochrelief auf der Ofentür, drang der Schein des Feuers und half dem einsamen Talglicht auf dem Frühstückstisch vor dem Sofa das Zimmer erhellen. Der hintere Teil des Zimmers war schon warm, doch die Fenster waren noch dicht mit Eisblumen bedeckt. Madame Axeline war bereits an der Arbeit. Ihr weißes Häubchen auf dem braunen Haar, gegen die Morgenkälte durch ein braunes Tuch um die Schultern geschützt, saß sie breit und behaglich in dem schweren Ohrensessel am Tisch und strickte an einem grauen Strumpf. Die große, englische Uhr in der Ecke schlug asthmatisch siebenmal. Beim letzten Schlag wurden gleichzeitig die beiden einander gegenüberliegenden Türen des Zimmers geöffnet. Durch die eine trat der Kaufmann Mogens Henriksen And in höchsteigener Person. Ueber einem hohen Kragen strebte ein stramm abstehender Zopf nach hinten, über einem breitlippigen Mund strebte die Nase weit nach vorn. Herr And trug einen braunen Anzug mit Kniehosen, weiße, wollene Strümpfe und Spangenschuhe. Er war ein zierlicher und etwas gezierter Mann, dieser Mogens And. Mit kleinen Schritten, fast tanzend, kam er daher. Die andere Tür ließ ein Mädchen mit einer Kanne dampfender Bierfuppe und hinter ihr zwei junge Leute von höchstverschiedenem Aussehen ein. Die beiden Jünglinge waren Lehrlinge im Kramwarenladen von Herrn And. Als erster trat Vincent Stokkenfeld durch die Tür, in Kleidung und Haartracht das genaue Abbild des Chefs.

Er war lang und schmal, hatte brandrotes Haar und eine Haut so weiß wie die eines jungen Mädchens. Sein viel zu klein geratener Mund erlaubte ihm nur selten ein Lächeln. Knut Jevord dagegen war breit, kräftig und mittelgroß. Er trug einen handgewebten Anzug und hatte kurzgeschnittenes Haar. Sein Mund war etwas zu groß und ließ zwei Reihen schöner, weißer Zähne sehen. Er lächelte fast immer und nicht nur mit dem Mund, sondern mit dem ganzen Gesicht, obgleich man den Eindruck hatte, sein massiges Kinn müßte ihm das Lachen erschweren. Die beiden machten vor dem Prinzipal und Madame einen Kratzfuß und nahmen dann ihre Plätze ein.

„Kommt Magdalene wieder mal zu spät?" fragte And streng.

Wie immer, wenn sein weiches Herz sich regte, war seine Stimme scharf und sein Gesicht hart.

„Nein, nein, sie ist schon lange auf. Sie sollte nur noch — — —" begann Madame eine Verteidigungsrede, mußte aber innehalten, weil ihr in der Eile keine passende Entschuldigung für ihre Tochter einfiel. Sie hatte schon so viele Ausreden erfinden müssen — — — Magdalene schlief gerne lange.

„Ich höre sie nebenan", versuchte Jevord ihr beizuspringen. Da trat Magdalene auch schon ein. Sie trug ein dunkelrotes Kleid mit weißem Fichu. In ihrem lichten, blonden Kraushaar steckte ein großer Hornkamm. Sie machte einen Knicks und schoß mit gesenkten Augen auf ihren Platz. Nach einem Weilchen aber erhob sie die Augen und sah Knut Jevord an. In ihren Wangen bildeten sich Grübchen.

Stokkenfeld bemerkte es und wurde rot.

Mogens erzählte von einem Schiff, das vor kurzem aus England gekommen war. Er bestritt, zu Stokkenfeld gewendet, die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein. Nur Stokkenfeld warf ab und zu einen englischen Brocken dazwischen. Schließlich hatte man etwas von der Welt gesehen und konnte mehr als so ein norwegischer Bauerntrampel wie Knut Jevord!

Vincent Stokkenfeld war ein Neffe von Mogens And, und alle Bewohner des Ortes sowie die Kunden aus der näheren und weiteren Umgebung waren sich klar darüber, daß er dereinst Magdalene heimführen und das Geschäft, den Hof und die Felder bekommen würde. Und auch Herr Stokkenfeld selber war seiner Sache sicher und recht zufrieden mit seiner Position. Der einzige Dorn im Auge war ihm Knut. Es wurde nämlich von Tag zu Tag deutlicher, daß die junge Dame Knut gern hatte. Und warum in aller Welt, fragte sich Stokkenfeld. Etwa, weil Jevord gut skilaufen konnte? Das war doch wahrhaftig nichts Besonderes, wenn man auf dem Lande geboren und aufgewachsen war. Und dann war es ja auch keine Kunst wilde Füllen zu zähmen; dazu hatte man auf dem Lande ja sozusagen täglich Gelegenheit!

Am gleichen Vormittag kam eine arme Frau in den Laden: sie trug ihr Kind wie eine Zigeunerin auf dem Rücken. Knut Jevord zog seine Börse hervor und suchte nach Kleingeld. Da er keins fand, nahm er vier Schilling aus der Kasse. „Stokkenfeld, hilf mir doch daran zu denken, daß ich das Geld noch heute vormittag wieder zurücklege", bat er.

Da durchzuckte Stokkenfeld ein Gedanke. Er benutzte den Augenblick, da der Prinzipal in den Laden trat, um mit lauter Stimme zu sagen:

„Legen Sie bitte die vier Schilling, die Sie eben aus der Kasse nahmen, wieder hinein, Jevord!"

Knut Jevord warf dem andern einen schnellen Blick zu. Was sollte das heißen? Aber dann lächelte er. Das war wohl wieder mal eine von Stokkenfelds englischen Moden ... er wollte sich vor dem Prinzipal wichtig machen.

Schweigend nahm er ein Geldstück aus seiner Börse und wechselte es.

Mogens And sah ihn mehrmals forschend an.

Von dem Tage an fehlte des Abends bei der Abrechnung oft Geld in der Kasse. Zunächst sagte And nichts, zählte immer und immer wieder und verglich die Summe mit den Zahlen, die die beiden Kommis jedesmal, wenn sie etwas verkauft hatten, aufgeschrieben hatten. Aber es war und blieb zu wenig Geld in der Kasse, und verrechnet hatte sich And nie in seinem Leben. Er entsann sich des Vorfalls mit den vier Schillingen und machte sich seine Gedanken darüber, doch sagte er sich immer wieder, daß Jevord viel zu rechtschaffen wäre, um so etwas zu tun. Und auch zu klug. Wenn er sich schon auf unehrliche Weise Geld verschaffen wollte, hätte er ja nur geringere Beträge zu notieren brauchen, als er tatsächlich eingenommen hatte ... das wäre viel unauffälliger gewesen. Schließlich sprach er mit Stokkenfeld über die Angelegenheit. Der war über jeden Verdacht erhaben ... denn er hätte ja sozusagen sich selber bestohlen!

Und Stokkenfeld sah seine Saat aufgehen und begoß sie fleißig. Nicht als ob er den unbequemen Konkurrenten einfach des Diebstahls bezichtigt hätte, bewahre. Aber er machte allerhand versteckte Andeutungen ... man legte ihm die Worte ja beinahe in den Mund ... erwartete ja fast eine Verdächtigung von ihm.

Und Abend für Abend fehlte Geld in der Kasse.

Eines Abends nach der Abrechnung ließ der Prinzipal Knut Jevord in sein Privatkontor bitten.

Ob er ihn direkt beschuldigte, oder nur leises Mißtrauen durchblicken ließ, erfuhr nie jemand. Aber das eine stand fest: Der Bauernjunge Knut Jevord schlug vor Mogens Henriksen And energisch so mit der Faust auf den Tisch, daß Stokkenfeld es bis in den Laden hörte, und sagte so laut und nachdrücklich, er bliebe keine Stunde bei Leuten, die einen ehrlichen Mann so gemein verdächtigten, daß auch dieses Stokkenfeld nicht entgehen konnte. Nun hätte And ja denken können, Jevord hätte die Rolle des Gekränkten nur gespielt, um einer Anzeige und Strafe aus dem Wege zu gehen, aber merkwürdigerweise dachte er es nicht. Er sprach mit niemand über die Sache und verbot Stokkenfeld ausdrücklich, den Frauen etwas davon zu erzählen. Wahrscheinlich wollte er einen jungen Mann, dem er so lange Zeit vollkommen vertraut hatte, nicht ins Unglück stürzen. Knut Jevord packte seinen Koffer aus Seehundsfell und verließ den Hof noch am gleichen Abend. Den Koffer an einem Riemen auf dem Rücken tragend, wanderte er auf seinen Schneeschuhen die ganze Nacht hindurch. Am nächsten Morgen fuhr er die Paradiesberge nach dem Lietal hinunter, und am Abend war er endlich zu Hause auf Eger. Als der Vater ihn fragte, warum er nach Hause gekommen wäre, antwortete er:

„Weil ich endlich aus dem Dreck heraus will."

Aber einem Menschen hatte er doch etwas ausführlicher erzählt, warum er nach Hause ging und zwar durch ein Fenster von Mogens Ands Haus.

Aber bald geschahen merkwürdige Dinge.

Nachdem Jevord einige Tage fort war, fehlte wieder Geld in der Kasse. And wurde sehr nachdenklich und war am folgenden Tag recht schweigsam.

Diesmal sprach er auch mit Stokkenfeld nicht über den Vorfall. Den neuen Gehilfen entließ er wieder und stellte vorderhand keinen mehr ein. Als dann wieder acht Abende nacheinander Geld in der Kasse gefehlt hatte, wurde Vincent Stokkenfeld in das Privatkontor gerufen. Sein Schreck, als er hörte, daß wieder Geld in der Kasse fehlte, war so groß und ungekünstelt, daß And in Verwirrung geriet und überhaupt nicht mehr aus und ein wußte. Er dachte daran, wie Jevord mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte, obgleich er nur ein Bauernjunge aus Eger war. Und da der Kaufmann Mogens Henriksen And ein zwar strenger aber gerechter Mann war, so bekam der erste Eierhändler, der den Laden betrat, von ihm einen Brief für Knut Jevord mit. Der Eierhändler versprach ihm, ihn zu besorgen, hielt es aber für überflüssig, Herrn And zu erzählen, daß auch er einen Brief von Knut Jevord mitgebracht hatte und noch einen zweiten an ihn mit zurücknehmen wollte. Auch den von anderer Seite bereits erhaltenen Botenlohn, ein seidenes Tuch für seine Frau, erwähnte er nicht.

Und Tag für Tag verschwand Geld aus der Kasse, trotzdem Mogens And wie ein Luchs aufpaßte. Er hätte beschwören können, daß außer Stokkenfeld, seiner Frau oder Magdalene kein Mensch an der Kasse war.

Schließlich blieb ihm nur noch die Wahl, entweder an Zauberei zu glauben oder aber seinen eigenen Neffen zu verdächtigen. Er entschied sich gegen das übernatürliche und sagte seine Beschuldigung Stokkenfeld rund heraus ins Gesicht. Stokkenfeld beschwor und bat seinen Onkel inständig, ihm doch zu glauben, aber er schlug nicht mit der Faust auf den Tisch.

Und dann kam eines Tages Knut Jevord vorgefahren, in einen Wolfspelz gehüllt, einen braunen Traber vor dem Schlitten. Es ging ihm jemand entgegen, als er in den Hof einfuhr, und dieser selbe Jemand begleitete ihn auch, als er das Pferd in den Stall führte, ja, ging sogar mit ihm zu Kaufmann And hinein. Stokkenfeld sah es und machte keinen Versuch es zu verhindern. Er setzte sich auf eine Kiste und trocknete sich mit seinem Taschentuch, das er seit seiner Rückkehr aus England luxuriöser Weise auch an Wochentagen benutzte, den Schweiß von der Stirn. Herr And freute sich sichtlich, als er den Jungen wiedersah, der vor ihm mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte. Er gab ihm die Hand.

„Ich bitte dich um Verzeihung. Du warst nicht der Dieb." Er sag plötzlich wieder unruhig und zerquält aus ... der mysteriöse Diebstahl peinigte ihn so, daß er Magdalene, die Knut Jevord ins Zimmer gefolgt war, noch gar nicht bemerkt hatte. „Wenn du deine Stellung wiederhaben willst, kannst du noch heute wieder bei mir eintreten", sagte er.

Nein, deswegen wäre ich nicht gekommen, lachte Knut. Er wäre zur Stadt gekommen, um sich eine Braut zu holen, eine Frau für den Hof.

„Sieh da, eine Braut willst du dir holen", sagte der nichtsahnende Vater. „Dann muß ich dir ja Glück wünschen". Und er war so erleichtert, daß er sein Unrecht gegen den Burschen wieder gutgemacht hatte, daß er sich, was nur höchst selten vorkam, sogar einen Spaß erlaubte: „Grüß den Vater des Mädchens von mir und sag ihm, er könnte dir ruhig seine Tochter anvertrauen."

Da lachte Magdalene laut auf.

„Nanu, was willst du denn hier?"

„Los", sagte sie zu Knut. Er verbeugte sich vor And.

„Ich habe die Absicht, hier im Hause zu freien", sagte er ruhig und zuversichtlich. And Mogens Henriksen And brauchte eine halbe Stunde und verschiedene Blicke auf seine strahlende Tochter, um über seine Gefühle, seinen Kummer und seine Verwirrung Herr zu werden und den beiden, die wartend vor ihm standen, antworten zu können.

„Na, gut", sagte er. „Wenn du mir sagen kannst, wer das Geld aus der Kasse hier gestohlen hat, will ich darüber nachdenken."

„Das kann ich dir sagen", antwortete Magdalene, ohne Knut zu Worte kommen zu lassen.

„Zuerst hat Vincent Geld aus der Kasse genommen. Er wollte, daß du Knut für den Dieb halten solltest, denn er war eifersüchtig und wollte ihn los werden. Das weiß ich so gewiß, als wenn ich es mit eigenen Augen gesehen hätte. Er tat es keineswegs, um sich zu bereichern. Und später ... ja, da hat jemand aus dem Hause aus Liebe zu Knut die Diebstähle begangen. Der Jemand war ich. Jawohl, ich habe das Geld genommen ... jedesmal, wenn Mutter mich beauftragte, Geld aus der Kasse zu holen. Es sollte auch nach Knuts Abreise Geld fortkommen, denn das war ja der Beweis für seine Unschuld. Nun sollst du das ganze Geld wiederkriegen. Es liegt alles oben in meinem Nähtisch."

Kaufmann And saß eine Weile völlig fassungslos. Dann lachte er, wie ihn noch nie jemand hatte lachen hören. „Ein prachtvolles Mädel, seine Magdalene!" Lachend legte er ihre und Knut Jevords Hände ineinander.

Ziegen beim Spiel Aufnahme: A. Toelle.

Britta und der Schimmel

Von Stry zu Eulenburg

Jetzt war der Schimmel alt und müde. Ein Auge war blind und stand den ganzen Tag über voll Tränen. Britta wischte es trocken wenn sie dazu kam. Sie streichelte mit ihrer flachen Hand den breitglänzenden Hals und sagte: Schon gut mein Alter! Dann freute sich das Pferd und vergaß seinen Kummer.

Wenn am Morgen die Sonne durch das Stallfenster die goldenen Lichtkringel auf den Fließen vorwärts trieb, wartete der Schimmel mit seitwärts gedrehtem Kopf, bis die Strahlenzungen seine Hufe silbern leckten. Um diese Zeit kam Britta mit dem Futter. Es standen noch zwei Kühe in dem Stall, wenn sie gefressen hatten, führte Britta sie auf den Hof. Die Tür blieb offen, so konnte der Schimmel sehen, wie die Kühe ins Geschirr mußten. So weit war es also. Früher hatte er allein den Wagen gezogen, stand allein vor dem Pflug, und jetzt mußte er zuhorchen, wie die Schritte von Britta im Fortrollen des Wagens untergingen, bis es ganz still war. Um die Mittagszeit kam Britta rasch nach Hause, um gleich wieder aufs Feld zu gehen. Trotzdem fand sie einen Augenblick, in dem sie, im Vorübergehen dem Schimmel ein sanftes Streicheln gab. Dann reckte sich das Pferd und zitterte am ganzen Körper. Beim Abfüttern am Abend, wenn die Reihe an das Pferd kam, fand der Bauer meistens das Futter vom Morgen unberührt. Dies zeigte der Bauer Britta und fragte, ob der Schimmel krank sei. Vielleicht! — antwortete Britta. Wenn aber der Bauer aus dem Stall war ging sie zu dem Pferd und koste es: Friß nur mein Alter, dein Gnadenbrot hast du verdient! Obwohl das Pferd diese Worte nicht verstand, fühlte es, wie groß die Liebe von Britta war.

Es war an einem Sonntag am Morgen. Der Bauer war mit seiner Frau in die Kirche gegangen, nur Britta die Magd war zu Hause geblieben, sie wußte es selbst nicht, warum sie seit undenklichen Zeiten heute zum erstenmal den Gang zur Kirche mied. Sie stand am Fenster und schaute mit wachen Augen über die helle Wiese, die vom Hause abfiel, einem schmalen Bach entgegen, der Hochwasser trug. Nach vielen Regentagen stand die Sonne prall am Himmel. Trotzdem suchte Britta nach einer Wolke, es war ihr, als müsse sie irgendwo im klaren gefesteten Blau des Himmels, dunkle, schwere Schatten finden. Ein paarmal drehte sie den Kopf, seitwärts von links nach rechts und wieder zurück. Einige Male nickte sie stumm. Wenn sie den Kopf gesenkt hielt, brannte die Sonne einen gleißenden Fleck auf ihre roten Haare, so, als drücke sie eine erdrückend schwere Last Goldes auf dem Haupt. Als sie den Kopf wieder aufrichtete, überlief sie, angefangen von den Kniekehlen, den Körper empor bis zum Haaransatz des weißen Halses, ein kaltes Schauern. Sie sah, dort wo der Wiesenpfad als Brett den schmalen Wildbach übersprang, drei Menschen auf das Haus zukommen. Der Bauer und seine Frau, links neben ihnen aber ging ein Mann, vor dem Britta schon lange eine geheime Furcht hegte. Es war der Mann aus dem Dorfe, der Pferde kaufte und sie wieder weitergab, die starken und schönen für viel Geld, die alten Gäule aber für wenig Lohn an den Schlächter in der Stadt.

Im selben Augenblick, da Britta klar erkannte, was dem Schimmel bevorstand, trat sie in ihrer Kammer vom Fenster zurück. Blitzartig und wirr ineinander kreisten ihre Gedanken. Um alles in der Welt wollte sie den Bauer daran hindern das Pferd zu verkaufen, hielt schon die Türklinke in der Hand, da wurde ihr bewußt, wie machtlos sie war seinem Entschluß gegenüber. Schließlich redete er nur die Wahrheit, wenn er angab, den alten Schimmel nicht mehr weiter füttern zu können. Britta hatte es mit eigenen Augen gesehen, wie es in den zwei Jahren, seit das Pferd nicht mehr arbeiten konnte, abwärts gegangen war im Hause. Trotzdem fühlte sich Britta in diesen Sekunden noch enger mit dem Schimmel verbunden, beide waren sich gleich ohnmächtig, gleich kraftlos. Der Bauer und der Mann aus dem Dorfe sprachen laut miteinander, jetzt mußten sie vor dem Hause stehen. Anfangs wollte Britta zuhorchen, sie hörte jeden einzelnen Laut, konnte aber nicht den Sinn eines einzigen Wortes verstehen. Da preßte sie, um auch die hohlen Laute nicht mehr hören zu müssen, ihre Fäuste gegen die Ohren. So brachte sie es fertig sich zu betäuben. Darauf verfiel sie am Boden liegend in einen leeren Schlaf. —

Als sie wieder erwachte sprang sie auf und lief aus der Kammer in den Stall. Der Schimmel war fort. Da drückte sie wortlos beide Arme gekreuzt auf die Brust um ihr Herz zu halten.

Die Sonne stand ocker am tiefen Nachmittag des Himmels und die Wiesen des talwärts fallenden Hanges waren arm vor trauriger Blässe, als Britta mit bleiernen Füßen sich fortschleppte, ohne zu wissen, wohin sie der Weg führte. Sie ging immer noch, immer noch weiter, als bereits der Glutball der Sonne über den Horizont fiel. Die blauen Riesenvögel der Nacht zogen in Scharen, mit breiten dunklen Schwingen über die Erde.

Britta ging ihren Weg.

Beim Einbruch der Nacht gelang es dem Schimmel, im fremden Stall, den nur nachlässig gefesteten Strick zu lösen und freizukommen. Die angelehnte Stalltür stieß er auf. Schon klapperten seine Hufe beim Treten über den steingepflasterten Hof, als er gleich darauf, ohne zu sehen, den richtigen Weg nach Hause fand. Niemand hatte daran gedacht, daß es dem alten blinden Gaul einfallen würde, auszureißen. Der Schimmel kam zu einem Bahndamm und hatte die Geleise knapp überschritten, als eine niedergehende Schranke ihm den Weg nach vorne versperrte. Er wußte nicht, daß er nun gefangen war. Selbst wenn die Schranke hinter ihm, nicht zugleich mit der vorderen, sich gesenkt hätte, wäre es umsonst gewesen, weil das Pferd stehen blieb und auf Britta wartete, deren Nahsein es spürte gleichsam, wie es den richtigen Weg nach Hause gefunden hatte.

Ein Auge des Schimmels war ganz blind, das andere in der Dunkelheit nur matt sehend. Und trotzdem erkannte das Pferd in dieser Nacht die Augen von Britta.

Immer größer wurden sie, gelb leuchtend und hell strahlend. Nicht einmal das Getöse hörte der Schimmel, wie er mit seitwärts gedrehtem Kopf kaum erwarten konnte, bis Britta ihre Hand hob, um streichelnd zu kosen, wie so oft.

So schnell ging alles, daß nicht einmal der Führer auf der Lokomotive des vorüberbrausenden Zuges bemerkte, wie das Pferd von hinten gefaßt wurde, ein paar Meter hoch schleuderte, niederprallte, und fast im gleichen Augenblick mit gebrochener Wirbelsäule starb.

Als Britta eine Viertelstunde später zu dem Schimmel sich niederbeugte, hatte der Himmel seinen blauen Sammetmantel besonders festlich mit Sternen bestreut, und der Mond schüttete sein Flittersilber über alle Wiesen, daß ein Strahlen anhub und ein Gleißen, leuchtender in dieser Nacht, als am Tag der Sonne.

Und die Vögel sangen — obwohl sie schliefen — und die Hasen liefen herbei, und die Rehe sprangen aus dem nahen Wald — obwohl alles Wild rastend im Nest lag — und die Fische hüpften aus dem Wasser und kollerten über die Erde — obwohl sie im Wasser blieben.

Der Mond und die Sterne, das Wild und die Fische standen um Britta und schauten zu, wie sie zum letzten Mal den toten Schimmel streichelte.

„Ein heiliges Pferd?" fragten sie.

Britta lächelte: „Nein, mein Pferd, mein Schimmel, den ich mehr liebte als alle Menschen.

Und Britta, die Bauernmagd faltete in dieser hellen Nacht froh ihre groben Hände und redete laut in ihrer einfachen Sprache:

— „Ich danke euch allen, die ihr um mich seid, danke euch, weil ihr meinen Schimmel gerettet habt."

Und sie beugte sich noch einmal nieder zu dem Pferd und lächelte in sein blindes Auge, das voll Tränen stand.

— Da freute sich der Mond, die Sterne, das Wild und die Fische und gingen wieder zurück an ihren Platz, den sie gar nicht verlassen hatten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badisches Schach

Folge 45 — 11. November 1934

Die Turniere um die Vereinsmeisterschaften haben begonnen!

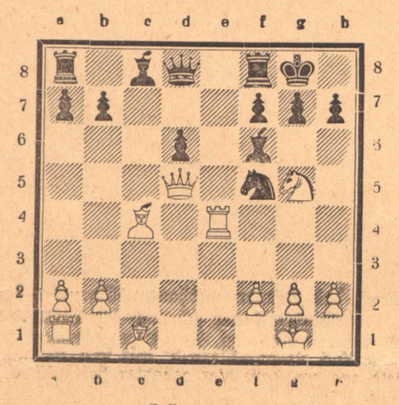
Der Spätsommer ist vergangen. Der Schachbetrieb ist wieder voll im Gange. In den Schachvereinen haben überall die Klubturniere, die Grundlage jedes Schachlebens, voll eingesetzt. In den beiden Karlsruher Großvereinen wird in zwei Klassen gespielt. Während im „Rössel", der jetzt im Fritz Plattnerhaus sein Heim gefunden hat, A. Herrmann mit 4 Punkten vor E. Barnstedt, Halosar, Mußler und Gebhardt mit je 3 Punkten führt, sind im Karlsruher Schachklub noch zu wenig Runden gespielt, um eine klare Spitzengruppe angeben zu können. In der zweiten Runde dieses Turniers haben die drei „Voraussichtlichen" H. Landsmann, M. Eisinger und E. Barnstedt drei eindrucksvolle Partien geliefert, von denen wir heute die beiden letzteren bringen.

Zwei Partien aus dem Turnier des Karlsruher Schachklubs

Italienisch

Weiß: M. Eisinger	Schwarz: R. Schönberger
1. e2—e4 e7—e5	
2. Sg1—f3 Sb8—c6	
3. Lf1—c4 Lf8—c5	
4. c2—c3[1]) Sg8—f6	
5. d2—d4 e5:d4	
6. c3:d4 Lc5—b4+	
7. Sb1—c3 Sf6:e4	
8. 0—0 Lb4:c3[2])	
9. b4—b5 Lc3—f6	
10. Tf1—e1 Sc6—e7	
	11. Te1:e4 0—0?[3])
	12. b5—b6! c7:b6
	13. Db1:b6 Se7—f5[4])
	14. Db6—b5 b7—b6
	15. Sf3—g5!![5]) Lf6—g5?[6])
	16. Lc1:g5 Db8—c7
	17. g2—g4! h7—h6
	18. Lg5—f4! Sf5—e7
	19. Db5:b6
	Aufgegeben, Verlust der Qualität ist unvermeidbar.

Stellung nach dem 15. Zug von Weiß Schönberger



Eisinger fg

Weiß: Kg1, Dd5, Ta1, e4; Lc1, c4; Sg5, Ba2, b2, f2, g2, h2.

Schwarz: Kg8, Dd8, Ta8, f8; Lc8, f6; Sf5, Ba7, b7, b6, f7, g7, h7.

Anmerkungen

[1]) Die schärfste Fortsetzung der „Italienischen Partie", der Lieblingseröffnung des jungen Karlsruhers, ruhige Fortsetzungen sind hier das nur scheinbar zahme 4. b2—b3 und 4. 0—0, schärfer der sofortige Doppelschritt des b-Bauern 4. b2—b4 und der das Evausgambit einleitende Flankenstoß 4. b2—b4.

[2]) Bogoljubow empfiehlt hier 8. ..Sc3: 9. b:c, b5! 10. c:b, b:c, 11. b5, Se7, 12. La3, 0—0! 13. De2, Te8.

[3]) Richtig ist hier b7 — b6!; nach dem Textzug wird die schwarze Stellung unheilbar durch den weiteren Vorstoß des b-Bauern, der den schwarzen Damenläufer einkerkert.

[4]) Zu interessanten Verwicklungen hätte hier 13. .., Sg6 geführt, z. B.: 14. Ld2, Le7, 15. Db5, b6, 16. Db5!, Lf6 (um der Drohung 17. Te7:, De7: 18. Sg5 vorzubeugen), 17. Lg5, Da5, 18. b4!, Df5, 19. Ld3, Db5, 20. Tb4, h6, 21. Le4, Db5, 22. a4!

[5]) Dieser kühne Springerausfall steht zwar schon im Bilguer, wurde aber von M. Eisinger am Brett gefunden. Schwarz darf auf g5 nicht durchschlagen wegen: 15. ..Lg5: 16. Lg5:, Dg5:?? 17. Df7:+ und Matt im nächsten Zug.

[6]) Besser Sh6 nebst Lf5.

Damengambit

Weiß: E. Barnstedt	Schwarz: O. Unterwagner
1. d2—d4 e7—e6	
2. Sg1—f3 d7—d5	
3. c2—c4 c7—c6	
4. Sb1—c3 Sg8—f6	
5. Lc1—g5 Lf8—e7	
6. e2—e3 h7—h6[1])	
7. Lg5—h4 Sb8—e7	
8. Ta1—c1 0—0	
9. Dd1—c2 Tf8—e8	
10. Lf1—b3 d5:c4	
11. Lb3:c4 Sd7—f8[2])	
12. e3—e4! Lc8—d7	
13. a2—a3! Ta8—c8	
14. e4—e5! Sf6—d5	
15. Lh4:e7 Dd8:e7	
16. Sc3—e4![3]) Tc8—c7	
17. Se4—d6 Te8—d8	
18. Sf2—d2 Ld7—c8	
19. 0—0[4]) Td8:d6[5])	
20. e5:d6 De7:d6	
21. Sd2—e4 Dd6—e8	
22. Tf1—e1 Sf8—g6	
23. b2—b4 a7—a6	
24. g2—g3 Sd5—e7	
25. Se4—c5 Se7—d5[6])	
26. Lc4:d5 e6:d5[7])	
27. Te1—e3 Tc7—e7	
28. Tc1—e1 Te7:e3	
29. Te1:e3 b7—b6?	
30. Dc2—e2[8]) Kg8—h7	
31. Te3—e8 Dd8—c7	
32. Sc5:a6 Dc7—b7	
33. b4—b5! c6:b5	
34. Sa6—b4 Db7—d7	
35. h2—h4[9]) Dd7—h3	
36. h4—h5 Sg6—h8	
37. Sb4:d5 Lc8—g4	
38. Te8:h8+! Kh7:h8	
39. De2—e8+ Kh8—h7	
40. Sd5—e7 Aufgegeben	

[1]) Einer der üblichen Ventilzüge, der aber hier gar nicht am Platz war, besser sofortige Weiterentwicklung mit 0—0.

[2]) Aengstlich gespielt, energischer Sd5, nach dem Textzug kommt Weiß bequem zum Vorstoß des e-Bauern und damit zu einem gewinnverheißenden Druckspiel.

[3]) Das entscheidende Manöver, auf d6 lähmt der Springer die ganze schwarze Stellung.

[4]) Mit Ld5:, e:d20.Sb5 war ein Bauer zu gewinnen, aber um den Preis der dominierenden Springerstellung.

[5]) Unserm lieben Otto wird der steinere Gast unheimlich, deswegen beschließt er, ihn zu ermorden, koste es was es wolle.

[6]) Der Bauer d4 ist vergiftet, denn auf Dd4: folgt 26. Tc1—d1 nebst Td8 mit überlegener Stellung.

[7]) Nicht c6:b5 wegen Se6:; jetzt kann allerdings Weiß auf der offenen e-Linie die Entscheidung erzwingen.

[8]) Die Widerlegung des vorangegangenen Zuges, die Majorität des schwarzen Damenflügels wird entwertet.

[9]) Festlegung des Springers.

Nicht nur in den Großvereinen, sondern auch in den Spielgruppen der Vororte, die in Karlsruhe vom Schachklub „Rössel" gegründet worden sind, herrscht reger Spielbetrieb. In den zwischen den einzelnen Vororten ausgetragenen Mannschaftswettkämpfen steht das spielstarke Mühlburg (Brunnenstube) mit 3 Punkte an der Spitze vor Rüppurr (Dammerstock) mit 2 Punkten, Daxlanden (Festhalle) 1 Punkt und Bulach (Krone) 0 Punkte.

Rätselecke

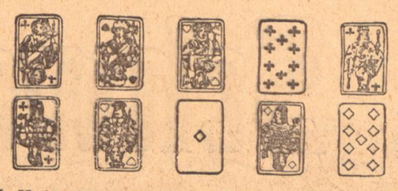
Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Atmungsorgan mancher Wassertiere, 4 harzreiches Holz, 7 Kreismaß, 8 albanische Münzeinheit, 10 Knorren, 12 Fluß in Oberbayern, 14 Nebenfluß der Donau, 15 alkoholisches Getränk, 18 Stadt in Südtirol, 20 Stadt in der Schweiz, 22 päpstliche Krone, 25 männlicher Vorname, 26 durchsichtige Masse, 27 griechische Insel, 28 Pflanzenstachel, 29 russisch-mongolisches Grenzgebirge;

b) von oben nach unten: 1 Stadt in Württemberg, 2 Hausvorbau, 3 Kratersee, 4 regelmäßiger Käufer, 5 Fluß in Bayern, 6 das Unverbildete, 9 griechischer Mathematiker, 11 Stadt an der Wolga, 13 Abzeichen, 16 lettische Münzeinheit, 17 Tageszeit, 18 Salzart, 19 Gemüsepflanze, 21 Stadt in Böhmen, 23 Säugetier, 24 Stadt in Italien. 3744

Skataufgabe

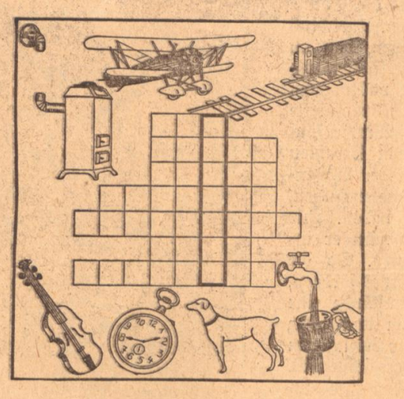


(V, M, H die drei Spieler; a, b, c, d die vier Farben; A As, K König, D Dame, Ober; B Bube, Unter, Wenzel.)

Auf nachstehende Karte wird in Mittelhand ein Spiel verloren, das 120 kostet.

a b c B, a 10, K; c K, D; d A, D, 9

Was wurde gespielt, was lag im Skat? Wie war Kartensitz und Spielgang?



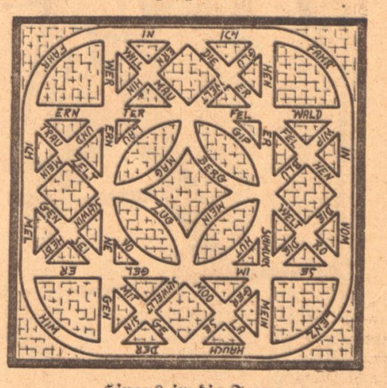
Was ist denn da kaputt?

An den beiden bildlichen Darstellungen suche man die fehlenden Dinge und trage die Bedeutung dieser waagerecht in die Felder nach Anzahl der Buchstaben der einzelnen Wörter ein. Die Buchstaben der stark umrandeten Felder ergeben dann, von oben nach unten gelesen, eine Oper von Beethoven.

Scherzrätsel

Kommt das Erste mit Lust
Wünscht man es immer sich fern.
War gut was man vollbracht,
Hört die zwei andern sich gern.
Aber das Ganze, ach,
Ist unsrer Ilse Traum.
Seit sie den Walter kennt,
Kann sie's erwarten kaum

Irrgarten



Hinaus in die Ferne

Zwei gleiche zusammenhängende Wanderungen durch den Irrgarten ergeben zwei Verse eines Wanderliedes von Viktor v. Scheffel.

Silben-Rätsel

a a bitz bolsk by cham cle dau det ex fis form ha ha i in kus la land ling loo mer mold nek nen ni nier on pi port ra ra rad scha si tar tar ter to tur u ve we.

Aus vorstehenden 43 Silben bilde man 17 Wörter mit folgender Bedeutung:

Stadt in Lippe,
Militärische Ausrüstung,
Indischer Fürstentitel,
Sportsheld,
Persischer Dichter,
Anderes Wort für Ausfuhr,
Eingelegte Arbeit,
Göttertrank,
Stadt in Sibirien,
Großer Lärm,
Nomadisches Reitervolk,
Hafenstadt in Ohio (USA),
Deutscher Dichter,
Ritterliches Kampfspiel,
Schlachtort in Belgien,
Griechischer Sänger,
Erfinder auf dem Baugebiet.

Wurden die Wörter richtig gebildet, so ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Sallust.

Auflösungen

Bilder-Rätsel: In der Not allein bewährt sich der Adel großer Seelen.

Silben-Rätsel: 1. Einbrecher, 2. Herold, 3. Ravenna, 4. Eigensinn, 5. Talisman, 6. Eichenlaub, 7. Uganda, 8. Robinson, 9. Eisenbahn, 10. Dynamit, 11. Elemi, 12. Utah, 13. Tornister, 14. Sanierung, 15. Czenstochau, 16. Herriot, 17. Euterpe, 18. Nürnberg, 19. Moräne, 20. Eregli, 21. Iltis, 22. Skelett, 23. Turbine, 24. Eindecker.

„Ehret eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!"
(Richard Wagner.)

Silhouetten-Kreuzworträtsel: Waagerecht: 2. Aga, 4. Ire, 5. Rot, 9. Meute, 12. Aal, 13. Oder, 14. As, 16. Efau, 18. Ord, 19. Gleis, 20. Storm, 23. RSU, 25. Sage, 27. Eimer, 29. Loge, 30. Siam, 31. Tor, 33. Ase, 34. Waggon, 35. Lampe. — Senkrecht: 1. Leipzig, 2. Asien, 3. Agent, 6. Ostern, 7. Leo, 8. Laute, 10. Udo, 11. Erbse, 12. Aas, 14. Alge, 15. See, 16. Essig, 17. Arm 19. Gage, 21. Oil, 22. Meta, 24. Uhr, 25. SOS, 26. Tag, 28. Rom, 29. La, 30. SA, 32. RP.

Rösselsprung:

O glücklich, wem in Kindestagen
Ein warmes Mutterherz geschlagen.
Wer dich auch liebt, o glaube mir,
Kein Mensch meint es so gut mit dir.
Drum halt' ihr Wort in fester Hut,
Es macht das Herz dir rein und gut
Und hellt das Aug' und stärkt die Hand
Und wandert mit von Land zu Land.

Leixner.

Wetten im wilden Westen

Von Rudolf Wittlow

In Torringtown einer winzigen Bahnstation, weitab von jeder Zivilisation und bereits am Rande des Urwalds, wo der Transkontinental-Expreß nur einmal im Monat, und da bloß für Sekunden hält, saßen auf einer Bank vor der roh gezimmerten und mit Wellblech überdachten Wartehalle einige ehrenwerte Gentlemen, alle in Erwartung des Zuges und in ihrer äußeren Erscheinung wildromantisch anzuschauen.

Die Hitze war drückend, und auch der Durst immer quälender fühlbar.

Ein Gent in Mokassins schob die Bärenfellmütze aus der Stirn. „Das ist zum Auswachsen, das geht so nicht weiter", knurrte er, „ich möchte eine kleine Wette vorschlagen, und zwar wette ich, daß ich von hier aus dort drüben am Balken die Fliege, die sich eben die Flügel putzt, unter dreimal glatt einmal herunterspucke". Der Gent warf einige Geldscheine in den Sand. „Wer hält die Wette?"

Die Wette wurde gehalten, im Nu flatterten die Banknoten.

Der Gent kniff visierend das eine Auge ein, spitzte langsam und bedächtig seine Lippen vor, dann ein kurzes Atemanhalten, und — schwups! — im Bogen drüben die Fliege war herunter. Wortlos schob er die Banknoten in die Tasche.

„Hm, nicht schlecht." Ein Cowboy löste ein Seil von der Schulter, legte es in Schlingen und begann es zu wiegen. „Was aber mich betrifft, so wette ich, daß ich hinter der Signalscheibe dort das Oellämpchen mit meinem Lasso herunterhole". Der Cowboy ließ eine Handvoll Silberdollars springen. „Steht die Wette?"

Der Cowboy spreizte die Beine, ließ seinen Lasso um Kopf und Schultern wirbeln, und — schnurr! — das Oellämpchen sauste herunter. Gleichmütig zog er die Wette ein.

„War nicht übel." Ein Gangster mit narbendurchsetztem Gesicht und breitem, patronenbespicktem Ledergürtel, warf eine Rolle Dollarscheine auf die Bankfläche. „Was aber meine Person anbelangt, so wette ich, daß ich mit meinem Colt, ohne zu zielen, und aus der Rocktasche heraus drüben beim Schalter aus der Tafel „Tickets" mit einem einzigen Schuß den J-Punkt herausknalle.

„Gilt die Wette?"

Die Wette galt.

Einen Augenblick, geduckt und schillernd, saß der Gangster unbeweglich da. Plötzlich schnellte er hoch, blitzschnell fuhr seine Hand in die Rocktasche, und — päng! — drüben in der Tafel „Tickets" fehlte, haarscharf und kreisrund, der J-Punkt. Der Schütze strich pfiffelnd die Einsätze ein.

„Ganz nett, aber nichts Besonderes!" Ein Männchen, klein, dürr, mit struppigem Haupt- und Barthaar, reckte sich. „Ich wette, daß ich zumindest mit einem Auge, ganze zwei Minuten lang und direkt ohne zu zwinkern, in die Sonne schauen kann."

„Unmöglich, ausgeschlossen, das kann niemand aushalten."

Das Männchen legte ein Bündel Banknoten auf die Bank. „Einsetzen, Gentlemen."

Die Gentlemen setzten ein.

Das Männchen setzte sich in die Mitte des freien Platzes auf einen Baumstumpf.

Umringt von den Gentlemen, die ihn zu Kontrollzwecken umstanden, schloß er das eine Auge, legte den Kopf in den Nacken und begann mit dem offenen anderen Auge regungslos und unverwandt in die grelle Sonne zu starren.

Einer der Herren, mit der Uhr in der Hand, zählte. Schleichend, grauenhaft langsam verstrich die Zeit.

Aber das Männchen hielt durch.

Unfaßbar, nicht zu glauben.

Einhundertachtzehn . . . einhundertneunzehn . . . einhundertzwanzig.

Stopp, aus.

Das Männchen hatte gewonnen. Gesund und agil zog es die vielen Geldscheine ein.

Man kümmerte sich nicht weiter um den kleinen, struppigen Mann. Eben kam der Expreß eingefahren. Alles drängte in die Waggons. Bloß einer der Gentlemen konnte sich noch immer nicht fassen. „Mensch!" sagte er zu dem Männchen, „ich bin einfach paff, wie ist das nur möglich, wie haben Sie dieses Wunder zustande gebracht?"

„Ganz einfach." Das Männchen kicherte. „Rechts habe ich nämlich ein Glasauge."

Lustiges Allerlei

Schauspieler

Wilhelm Kläger, der bekannte Schauspieler Leipzigs, lesserte sich eines Tages folgende originelle Wette: Anläßlich einer Tellaufführung wettete er mit einigen Kollegen, daß die heutige Aufführung, in der er die Rolle des Landvogts spielte, nicht länger als eine Stunde dauern werde. Lachend nahm man die Wette an.

Die Vorstellung begann. Schon waren fünfundvierzig Minuten vorüber, da öffnete sich der Vorhang zur Apfelschußszene. Tell erwies dem Hut nicht die nötige Reverenz. Und jetzt erschien Wilhelm Kläger als Geßler. Befahl den Apfelschuß vom Haupte des Knaben.

„O Herr, erlasset mir den Schuß!" flehte Tell.

Und da gewann Kläger seine Wette. Er ging auf Tell zu, lächelte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte wohlwollend:

„Na schön — weil ich hexte gerade guter Laune bin sei dir ausnahmsweise einmal der Schuß erlassen. Geh jetzt brav nach Hause und grüße mir deine liebe Frau."

*

Vor einigen Jahren hatte im Neuen Theater zu Leipzig eine jugendliche Heldin eine hochdramatische Szene. Im Höhepunkt, mit Tränen und erhobenen Händen, mußte sie die Worte hervorstoßen:

„Gott im Himmel, gib mir Kraft zum Tragen!"

Wer aber beschreibt das Gelächter, als von ihren Lippen die Worte kamen:

„Gott im Himmel, gib mir Saft zum Kragen!"

*

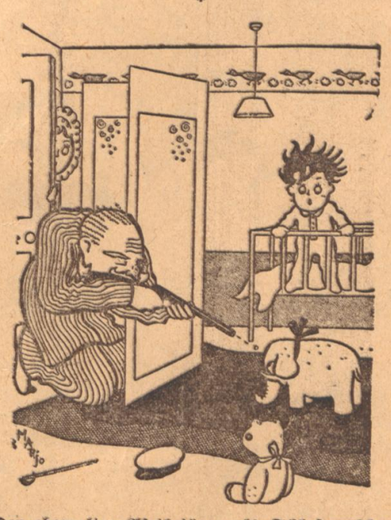
Fremder (dem Vortrage eines ländlichen Gesangvereins lauschend): „Der Tenor singt mindestens drei Töne zu hoch!"

Wirt (stolz): „Ja, das ist'n Tenor!"

Professor: „Ein gutes gesundes Herz ist also das vortrefflichste Pumpwerk! — Erklären Sie mir das nun näher, Herr Kandidat!"

Student: „Das bedarf keiner Erläuterung, Herr Professor, nur die guten Herzen pumpen regelmäßig!"

*



Der ehemalige Afrikajäger als Schlafwandler
(Aus Everybody's.)

Winter im Schwarzwald

Ein Beitrag zur Reichs-Wintersport-Werbewoche

Früher war es nicht Mode, zur Winterszeit zu reisen. Nur ganz wenige wußten, daß man winters ein Märchenland entdecken konnte, ein Land, das unter dem blendenden Weiß ein ewiges Antlitz trug. Und wenn auch sonstwo der Schnee grau sein mag, Schlote und Essen streuen Asche herunter, daß das Winterkleid der Welt oft sehr unansehnlich wird. Im Schwarzwald funkeln Millionen Diamanten, da leuchtet die Sonne auf den weißen Hängen und spielt in allen Regenbogenfarben. Unendlich groß ist die Zahl derer geworden, die herausgefunden haben, daß im Winter die Hälfte der Zeit genügt, um dieselbe Erholung zu finden, wie zu anderen Zeiten. Einmal liegt das daran, daß die Luft vollkommen rein ist und daß die gleichmäßige weiße Schneedecke das ultraviolette Licht verstärkt zurückstrahlt. Bei der reinen Atmosphäre im Winter können die für den Körper so ungemein wichtigen ultravioletten Strahlen ungehindert und in voller Wirkung einfallen. Sie haben in der Wissenschaft die Bezeichnung kalte Strahlen, weil sie keine Wärme erzeugen, sondern lediglich lebensbejahende Funktionen auszufüllen haben. Für unsern Organismus ist es von entscheidender Bedeutung, wenn er intensiv der natürlichen Ultraviolettbestrahlung ausgesetzt wird. Da die Höhenlagen des Schwarzwaldes die Einstrahlung ganz besonders fördern, und da in diesen Höhenlagen der Körper durch andere Umstände eine kräftige Durchblutung erfährt, so ist es erklärlich, daß schon nach ganz kurzer Zeit jenes eigentümliche Wohlbehagen eintritt, das nur bei langem Erholungsaufenthalt in waldreicher Lage in der Ebene zu verzeichnen ist. Diese Erkenntnisse sind längst wissenschaftlich belegt, sie finden ihre einfache Bestätigung besonders in der Praxis, die jeder an sich vornehmen kann. Die Winterszeit bietet im Schwarzwald eine Reihe und Fülle von Abwechslungen. Nicht allein, daß man das Landschaftsbild völlig verändert sieht. So wie das Dorf, das Schwarzwaldhaus völlig unter der weichen Decke des Schnees verschwindet, bettet sich auch die Landschaft unter sie und gewinnt einen anderen Ausdruck. Das tiefe Schwarz verschwindet. Ein rötliches Licht wird darübergegossen. Die Schatten der Täler und Wälder malen seltsame Kontraste. Ausdrucksvoll, oft fast bizarr erscheinen die Bilder. Und dann wieder sind sie von einer schier unfaßlichen Anmut und Lieblichkeit. Mancher, der auf den Skiern aufwärts gestiegen ist und von den Höhen herunterschaut, muß sich lange besinnen, bis er sich zurechtgefunden hat. Aber das Phänomenale dieses Eindruckes ist etwas Typisches. Nur der Schwarzwald besitzt es und das mag daher kommen, daß eben das Bild und die Struktur dieses Bergwaldes so unendlich vielfältig ist, wie kaum ein anderes Gebirge in Deutschland. Skigelände gibt es in vielen deutschen Landschaften, aber nirgends von solcher Vollkommenheit, wie sie in der großen Ausdehnung und wechselvollen Gestaltung des Sport- und Wandergeländes im Schwarzwald liegt. Und nirgends kann man so, wie von den rund 30 Bahnlinien, die im Schwarzwald Wege zum Wintersport sind, unmittelbar von der Bahnsperre aus auf den flinken Gleitbrettern in die weiße Schneelandschaft eilen und die abendliche Abfahrt fast wörtlich bis zum Eisenbahnwagen ausdehnen. Man brauchte eigentlich dem Schwarzwald gar kein Loblied zu singen. Man brauchte nur jeden einmal in dieses Wunderland zu führen. Zu jeder Stunde zeigt es seine grandiose Schönheit und immer dort ist es am eindrucksvollsten, wo der Mensch ganz allein mit sich sein kann, wo er über all diese Dinge nachdenken kann. Denn das ist merkwürdig, der Schwarzwald zeigt erst dann sein wahres Gesicht, wenn der Mensch sich die Mühe macht, ihn zu erforschen.

H. Ph. Tempel